

Vor 75 Jahren: Das „kleine KZ“ in der Nachbarschaft

von Joachim Hennig

Vor 75 Jahren, im Frühjahr 1944, war Krieg. Hitler-Deutschland hatte sich fast ganz Europa und die halbe Welt zum Feind gemacht. 37 Staaten waren Kriegsgegner des Deutschen Reiches, bei Kriegsende am 8. Mai 1945 waren es 53.

Unter den Bedingungen des jahrelangen Zweiten Weltkrieges, der längst kein „Blitzkrieg“ mehr war, hatte sich auch das System der Konzentrationslager verändert. Waren die frühen Konzentrationslager ab März 1933 noch gefängnisähnliche Haftstätten, um die politischen Gegner der Nazis wegzusperren, so wurden sie – nach zwischenzeitlichen Veränderungen – ab Herbst 1943 vor allem Unterkunft für Arbeitskräfte für die Kriegswirtschaft, für SS-eigene Betriebe, für private Firmen und für Rüstungsprojekte.

Dieser Funktionswandel ging einher mit der Errichtung von KZ-Außenlagern. Diese entstanden in der Nähe von bestehenden Privatunternehmen und auch bei der Verlagerung von Fabriken in unterirdische Produktionsstätten. Seit dem Winter 1943/44 nahm ihre Zahl rapide zu. Im Juni 1944 gab es mindestens 341 Außenlager. Eins davon war das KZ-Außenlager Cochem.

Da die Außenlager im Krieg entstanden, waren die Häftlinge, die dort Zwangsarbeit – man nennt diese zur Klarstellung auch Sklavenarbeit – leisten mussten, ganz überwiegend Nicht-Deutsche. In der Mehrzahl waren es Ausländer, Einwohner der von Hitler-Deutschland besetzten Länder Europas. So war es auch im Außenlager Cochem.

Die Außenlager waren grob gesagt entweder „Fabriklager“ oder „Baulager“. In den „Fabriklagern“ mussten die Häftlinge für einen Betrieb Rüstungsgegenstände herstellen, etwa Teile für die „Wunderwaffe“ V2. In den „Baulagern“ waren von den Sklavenarbeitern Bauarbeiten zu verrichten.

Im KZ-Außenlager Cochem wurden Zündkerzen für eine Tarnfirma der Firma Robert Bosch, den Widu-Werken, in einem nie als solchen benutzten Eisenbahntunnel zwischen Bruttig und Treis hergestellt. Wir wissen auch, dass die Zündkerzen von Personal der Firma Bosch bzw. Widu hergestellt wurden. Dafür musste erst noch der Eisenbahntunnel, in dem zuletzt eine Champignonzucht betrieben wurde, hergerichtet, ausgebaut und für die Produktion eingerichtet werden. Letzteres war die Arbeit der KZ-Häftlinge. Das KZ-Außenlager Cochem war also für die Häftlinge ein „Baulager“.

Das bedeutete, dass die Häftlinge für das Lager nicht nach einer gewissen Ausbildung und Qualifikation, etwa als Elektriker, ausgesucht wurden, sondern jeder genommen wurde, der auf einer Großbaustelle Hand anlegen konnte und musste. Damit waren in Bruttig und Treis keine Fachkräfte beschäftigt, die man sich als SS erhalten und für die man erträgliche Arbeitsbedingungen schaffen musste, sondern unqualifizierte Sklavenarbeiter, die man rücksichtslos ausbeuten konnte – weil es von ihnen scheinbar unendlich viele gab.

Vor diesem Hintergrund verschleppten die Nazis mehr als 2.400 KZ-Häftlinge aus dem KZ Natzweiler-Struthof bzw. über dieses Konzentrationslager nach Cochem. Es gab in der Zeit vom 10. März bis zum 10. Juli 1944 insgesamt 12 Transporte nach Cochem. Darunter waren fünf große Transporte, aber auch Einzeltransporte. Anfangs waren die meisten Häftlinge Westeuropäer, sog. Nacht-und-Nebel-Häftlinge („NN-Häftlinge“), später waren die allermeisten polnische, russische und ukrainische Häftlinge aus den Konzentrationslagern Majdanek und Auschwitz.

Der 1. Transport mit insgesamt 300 Häftlingen aus dem KZ Natzweiler-Struthof kam am 10. März 1944 in Cochem an. Klar getrennt waren das 232 NN-Häftlinge und 68 andere Gefangene. Die NN-Häftlinge waren in der überkommenen Klassifizierung politische Häftlinge. Das Besondere war ihre Abschottung. Hitler hatte den Befehl gegeben, potenzielle oder tatsächliche Widerständler festzunehmen und bei „Nacht und Nebel“ über die Grenze nach Deutschland zu bringen. Sie sollten so gefangen gehalten werden, dass keine Nachricht über ihr Verbleiben in ihre Heimatländer dringen konnte. Generell waren die meisten NN-Häftlinge Franzosen. Sie waren es auch in Cochem sowie einige Belgier u.a.

Die anderen 68 Gefangenen hatten kein spezifisches Charakteristikum, nicht einmal eine einheitliche Nationalität. Die meisten dieser anderen Häftlinge waren Reichsdeutsche, aber auch einige Russen und wenige Polen. Die Reichsdeutschen gehörten vor allem zu der SS-Kategorie der befristeten Vorbeugehäftlinge, den sog. Berufsverbrechern (BVer). Unter ihnen waren aber auch einige sog. Asoziale, „Zigeuner“, 1 bestrafte(r) Homosexueller, 1 Häftling Sonderabteilung Wehrmacht (SAW) und ein (einziger) politischer Häftling, der Kommunist Kurt Leske. Die russischen Häftlinge waren vor allem Kriegsgefangene, aber einige von ihnen auch sog. ausländische Zivilarbeiter (AZA), Zwangsarbeiter also. Auch die wenigen Polen waren sog. ausländische Zwangsarbeiter.

Die deutschen Häftlinge hatten vielfach Aufsichtsfunktionen im Außenlager. Sie waren sog. Funktionshäftlinge. Lagerältester war der politische Häftling Kurt Leske. Diese Funktionshäftlinge waren privilegiert, sie hatten eine gewisse Macht über die anderen Häftlinge und nutzten sie unterschiedlich.

Der 2. Transport aus dem KZ-Natzweiler-Struthof mit 106 NN-Häftlingen traf in Cochem wenige Tage später, am 24. März 1944, ein. Das waren – bis auf einen Belgier – alles Franzosen.

Diese Häftlinge - wie auch die mit späteren Transporten Kommenden - waren bereits in Konzentrationslagern aufgenommen, registriert, mit Körperrasur und Desinfektion „behandelt“ und „eingekleidet“ worden. Die „Einlieferungsprozedur“ gab es also im KZ-Außenlager nicht. Die Häftlinge kamen mit dem Zug in Cochem an. Von dort aus marschierten sie in die beiden Teillager Treis und Bruttig, manchmal alle zuerst auch nach Treis.

(2)

Wie bereits geschildert, begann die Realität des KZ-Außenlagers Cochem mit dem 1. Transport von insgesamt 300 KZ-Häftlingen aus dem Stammlager des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof im damals besetzten Elsaß. Das war eine „zweigeteilte“ Häftlings“gesellschaft“. Schon die Verwaltung des KZ Natzweiler legte für sie drei Listen an. In zwei der drei waren insgesamt 232 Gefangene fast ausschließlich französischer, belgischer und holländischer Nationalität aufgeführt, eine der beiden bezeichnete sie ausdrücklich als „NN-Häftlinge“. Die dritte Liste war mit „nicht NN“ überschrieben und führte 68 Häftlinge auf. Das geschah nicht zufällig, sondern mit System. Denn der Aufbau des Außenlagers, für den die Häftlinge vorgesehen waren, sollte durch die „Nacht-und-Nebel-Häftlinge erfolgen. Das waren im besetzten Frankreich und Belgien als tatsächliche oder vermeintliche Widerstandskämpfer Verhaftete und diese konnte die Leitung der Konzentrationslager nicht ohne Bewachung und Kontrolle lassen – und erst recht nicht Häftlinge aus ihren Reihen mit diesen Aufgaben betrauen. Das war aber auch erforderlich. Denn es gab zwar einen für das KZ-Außenlager zuständigen SS-Führungsstab, auch eine Wachmannschaft und sogar Aufsicht führende Zivilisten, aber die wollten und konnten die „Disziplin“ im Lager und bei der Arbeit vor Ort nicht (allein) sicherstellen.

Der SS-Führungsstab hatte seinen Sitz in Cochem und bestand aus 18 Personen. Diese sorgten unter der Leitung eines SS-Obersturmführers o.ä. für die Organisation des Außenlagers und auch für die Bauleitung auf den beiden Baustellen. Das war vor allem Schreibtischarbeit. Die Wachmannschaften waren vor Ort, in Treis und in Bruttig. Das waren nicht die in den Konzentrationslagern üblichen SS-Totenkopfverbände, sondern vielmehr ehemalige Luftwaffensoldaten, die kurz zuvor in die Waffen-SS überführt worden waren. Als solche waren sie generell für die „Disziplin“, das heißt für die Gewalt, Schikanen und Strafen, weniger geeignet. Entsprechendes galt erst recht für die auf den beiden Baustellen eingesetzten Zivilisten.

Deshalb waren sog. Funktionshäftlinge für den Betrieb eines solchen Lagers unabdingbar. Sie gab es schon seit längerem in allen Konzentrationslagern. Sie hatten dort „Serviceaufgaben“, waren Koch, Lagerläufer, zuständig für das Krankenrevier, die Kleiderkammer, die Effektenkammer u.a. Solche Posten waren – zum Teil – auch im Außenlager Cochem zu besetzen. Darüber hinaus hatten Häftlinge Funktionen in der Lagerorganisation. Neben der Organisationsstruktur der SS bildeten sie eine zweite Lagerhierarchie. Das war der sog. Lagerälteste, auch Lagerkapo genannt, das waren die „Blockältesten“, die „Stubendienste“ und „Tischältesten“ und vor allem die Kapos, die in den Arbeitskommandos als eine Art Vorarbeiter fungierten.

Solche Funktionsstellen gab es auch im KZ-Außenlager Cochem. Besetzt wurden sie mit den Häftlingen, die in der dritten Liste unter „nicht NN“ aufgeführt waren. Zum derzeitigen Forschungsstand über das Lager kann nicht festgestellt werden, dass alle 68 Häftlinge dieser Liste auch Funktionshäftlinge waren. Auf jeden Fall waren das die

an vorderster Stelle aufgeführten Häftlinge und vor allem die sog. Reichsdeutschen. Letzteres waren Deutsche, Österreicher, Sudetendeutsche u.a. Sie wurden für diese Funktionen nicht nur in Cochem, sondern generell in Konzentrations- und Außenlagern ausgewählt, weil sie vielfach schon länger in Haft waren – und deshalb wussten, wie ein solcher „Betrieb“ läuft und was von ihnen erwartet wurde – und weil sie die deutsche Sprache sprachen und die deutsche Mentalität – auch die hinter Stacheldraht – kannten.

Namentlich sind bekannt Kurt Leske, der wohl einzige politische Häftling deutscher Staatsangehörigkeit im KZ-Außenlager Cochem, der als Lagerkapo fungierte. Weiterhin Friedrich (genannt Fritz) Ehlscheid, ein gemäßregelter, ehemaliger Wehrmachtangehöriger, der als Kapo ein Arbeitskommando leitete und Adam (Heinrich) Gräper, der Krankenpfleger war, Über sie und andere Funktionshäftlinge wird noch in einer späteren Folge dieser Artikelserie zu informieren sein.

Diese 232 NN-Häftlinge und die 68 „nicht NN“, also insgesamt 300 unter dem Datum des 10. März 1944 selektierten Häftlinge wurden dann in den nächsten Tagen, wohl am 15. März 1944, von Natzweiler „auf Transport“ gebracht. Näheres wissen wir darüber aus Zeitzeugenberichten dreier NN-Häftlinge: des französischen Arztes und Widerstandskämpfers Dr. André Ragot, des Franzosen Roger Monty und des belgischen Rechtsanwalts und Widerstandskämpfers Albert Aerts.

Danach wurden sie am Morgen des 13. März 1944 für das KZ-Außenlager Cochem ausgewählt und erfuhren am Abend, dass sie in ein neu zu errichtendes Lager reisen sollten. Herrliche Versprechungen machte man ihnen: eine sitzende Tätigkeit in einer Fabrik, sogar Lebensmittel wie die Zivilbevölkerung und vielleicht – *oh welche Süße!* – sogar eine Schreiberlaubnis (die den NN-Häftlingen kategorisch versagt war). Dr. Ragot ließ sich von diesen Versprechungen nicht blenden. Er glaubte nicht daran, sie waren schon oft gegeben, aber noch nie eingehalten worden. Er weigerte sich – wie er später niederschrieb -, an dieses Leben wie im Paradies zu denken. Vielmehr unternahm er alles, um nicht „auf Transport“ zu gehen und stattdessen im Stammlager Natzweiler zu bleiben. Aber vergeblich. Am Nachmittag des 14. März 1944 wurden sie in Natzweiler in einen Gefangenentransporter verfrachtet, in dem man sie *wie schmutzige Wäsche stapelt(e)*.

In rasanter Fahrt ging es zum Bahnhof in Rothau und dort in Viehwaggons – zum Glück mit Stroh, denn es war kalt, sehr kalt. Am nächsten Morgen vor Tagesanbruch begann die Fahrt ins Ungewisse. Bei Tagesanbruch war man in Straßburg. Später am Tag des 14. März 1944 erreichte der Zug Cochem. Der erste Eindruck war sehr positiv. Dr. Ragot berichtete später:

Am Nachmittag kommen wir in Cochem an, einer schönen kleinen Stadt am Ufer der Mosel 30 Kilometer von Koblenz. Die Mosel fließt zwischen eingerahmten Ufern: Weinstöcke bedecken die Hügel. Im Hintergrund auf einer Spitze erhebt sich eine Burg. Eine Burg so wie sie uns die Geschichtsbücher zeigten. Hoch niedergelassen, arrogant, ist sie das Bild selbst, das Symbol für dieses Land, das sich in der Mitte der Welt erhoben hat mit einem grauenhaften Durst nach Vorherrschaft.

Cochem bietet uns ein großartiges Panorama. Aber sind wir dort um die Natur zu bewundern! Ich bin selbst erstaunt, die Freizeit zu haben sie zu sehen und zu spüren.

Sehr schnell wurden die Häftlinge aber mit der anderen Realität von Cochem konfrontiert. Im Zeitzeugenbericht von Dr. Ragot heißt es:

Wir bekommen alle einen roten Blechnapf und wir machen uns zu Fuß auf den Weg. Wir durchqueren die langgezogene Stadt am Ufern der Mosel. Die Bewohner betrachten uns mit Neugierde – nicht mehr. Wir, wir sind benommen von der Reise. An meiner Seite habe ich Georges stumpfsinnig im Fieberdelirium, der mir sagt während wir nahe der Mosel entlang gehen: „Siehst du die N und N auf der anderen Seite des Wassers? Sie nehmen die Metro.“

Wir legen 7 km zu Fuß auf einer schönen Straße entlang des Flusses zurück, den wir betrachten während wir denken, dass dieses Wasser aus Frankreich kommt, unserem Vaterland und unsere Augen verfolgen es mit Inbrunst als könnte es eine Botschaft für uns tragen... eine Botschaft, die für uns aus dem Jenseits käme, das heißt aus dem Paradies.

Roger Monty hatte ganz ähnliche Gefühle und beschrieb sie später so:

Trotz meiner Müdigkeit begann ich – wie andere wahrscheinlich auch – während der gesamten Strecke von einem besseren Leben zu träumen, was kein Wunschtraum sein sollte. Auf der einen Seite des Weges floss die Mosel ruhig dahin, unberührt von den Schrecken des Krieges, auf der anderen Seite bedeckten stolz in die Höhe wachsende Reben die Hänge und symbolisierten so gewissermaßen die Jahreszeiten und den Verlauf des Lebens.

Umgeben von dieser neu belebenden Natur, von jeglichen elektrisch geladenen Stacheldrahtzäunen befreit, an die wir uns schon gewöhnt hatten, wirkte das Dorf Bruttig auf uns sehr einladend.

Dr. Ragot war froh, Bruttig erreicht zu haben, und schrieb später:

Wir machen in Bruttig Halt. Ich habe einen blutigen Knöchel, denn ich konnte nicht anhalten, um meinen Schnürsenkel zu reparieren. Jegliche Verspätung in der Kolonne ist schwer wieder aufzuholen. Und ich habe den armen Georges in meinem Arm. Der Großteil ist völlig erschöpft, leicht verwundet und wird von anderen gestützt.

Man türmt uns in einer riesigen Scheune auf. Wir sind 300, davon ungefähr 100 Franzosen. Die anderen sind Holländer, Russen, ein paar Belgier und ungefähr 10 Deutsche. Nichts war für unsere Ankunft vorbereitet worden, aber ich schaffe es zwei Strohsäcke mit Stroh zu füllen und Decken zu organisieren. Georges wird nicht kalt sein, er kann sich bald erholen.

Nachdem Dr. Ragot für den Kapo des Außenlagers in Bruttig die „Prüfung“ als Mediziner „bestanden“ hatte, kam er in das Teillager Treis. Man versprach ihm eine einfache Arbeit dort, um sich am Abend um seine Kameraden kümmern zu können.

Ragot war begeistert. Er und ungefähr 50 Häftlinge machten sich beladen mit den Säcken und Koffern ihrer Wächter bergab und bergauf auf den Weg nach Treis. Dort brachte man sie in den Tanzsaal des Hotels „Zur Wildburg“ am Ufer der Mosel unter. Als man dort Äpfel verteilte, war die Stimmung auf dem Höhepunkt. Ragot sagte zu seinem Freund: *Das Kind präsentiert sich gut. Alle schliefen vertrauensvoll und voller Hoffnung ein.*

(3)

Was war das ein Erwachen am nächsten Morgen! Lesen wir den Bericht von Dr. André Ragot weiter:

„Wenn wir nur gewusst hätten! Aber wie hätten wir uns denken können, dass dieser Ort für uns eine Hölle sein würde, dass wir dort unglücklicher als Hunde sein würden! Denn Hunde, man kann sie schlagen, ihnen nichts zu essen geben, aber man kann sie nicht arbeiten lassen, wie man uns dort hat arbeiten lassen während man uns geschlagen hat und ohne uns zu ernähren. Ich glaube nicht, dass irgendjemand mehr gelitten hat und sich überhaupt die Grausamkeiten vorstellen kann, die Menschen – Menschen? – ihresgleichen antun können, sagen wir eher Grausamkeiten gegenüber Menschen, die sich weigern, andere Menschen als ihresgleichen anzuerkennen. Das Leben war wie eine Halluzination, die Arbeit voller Qual. Unsere Existenz verschwand jeden Tag unter den Schlägen der Arbeit durch den totalen Mangel an Nahrung.“

Nicht anders war die Situation in Bruttig. Dort wurden die KZ-Häftlinge provisorisch im Tanzsaal des Wirtshauses „Schneiders“ untergebracht. Auch dieser Ort wirkte auf die Häftlinge – wie Roger Monty später schrieb – „sehr einladend“, es hatte sich sogar die „Stimmung derjenigen, die in den Vortagen verwundet worden waren, (...) spürbar zum Positiven gewendet.“ Doch auch in Bruttig folgte die Ernüchterung und mehr als das am nächsten Tag. Roger Monty stellte in seinem Bericht schon im nächsten Satz fest: „Doch das sollte täuschen, denn das schmerzliche Martyrium, das uns vorbehalten sein sollte, hatte sich noch nicht seinen Weg gebahnt. Das Kommando (das ist ein anderer Ausdruck für das KZ-Außenlager, Erg. d.A.) Kochem, was soll ich davon erwähnen... es sei denn seine unerbittliche Härte! Viele von uns wurden dort in sehr kurzer Zeit ermordet.“

Schon am nächsten Tag mussten die Häftlinge in Treis und in Bruttig mit ihrer Arbeit beginnen. Binnen kürzester Zeit hatten die Treiser Häftlinge so schnell wie irgend möglich eine Straße vom Ort aus zum Tunneleingang herzustellen. In nur acht Tagen war sie fertig. Zu den Umständen schrieb später Dr. André Ragot:

„Sie (Die Straße, Erg. d.A.) folgt der Mosel, die Landschaft ist schön, aber die Schläge (auf die Häftlinge, Erg. d.A.) regnen herab. Man muss schnell gehen, schneller, noch schneller! Deutschland fühlt, dass die Zeit drängt und dass man schnell unterirdische Fabriken (...) errichten muss im Schutz vor den Bombenangriffen. Man muss arbeiten wie Galeerensträflinge und der Hunger wird immer entsetzlicher.“

Ragot hielt selbst nicht viel von der selbst geleisteten Arbeit und schrieb später dazu: „Die Straße war schlecht gemacht, weil sie zu schnell und von Leuten gemacht worden war, die weder Lust hatten, es gut zu machen noch Lust hatten, irgendetwas zu machen noch die physischen Kräfte hatten, so zu arbeiten wie es sich gehört.“

In Bruttig war es nicht nötig, erst noch einen Zuweg anzulegen. Denn dort war der Zugang zum Tunnel durch den „Wirtschaftsweg“ zu den Weinbergen vorhanden. Hier konnten die Bruttiger Häftlinge sogleich mit den Arbeiten im Tunnel beginnen. Begleiten wir Roger Monty zu seiner Arbeit. Er schrieb später:

„Ich erinnere mich noch an die Strecke, die wir morgens und abends zurücklegten, wobei uns die Müdigkeit stark zusetzte. Von unserer Unterkunft ausgehend bog die Kopfstein gepflasterte Dorfstraße da, wo sich auf einem Granitsockel ein beruhigend wirkendes Kruzifix erhob, nach rechts ab, bevor sie anschließend in einen schmalen, steinigen und gewundenen Feldweg übergang, der sich durch die Weinberge schlängelte. Es lag etwas von Erhabenheit in dieser Natur, doch wir hatten für die uns umgebende Schönheit nichts übrig; wir überließen sie den friedlichen Seelen und dachten nur daran zu leben.“

Von der anderen Seite, von Treis aus, schilderte André Ragot den Weg der Häftlinge zum Tunnel viel grausamer:

„Man muss sich mit den fünf Kilometern beeilen, um schnell an der Arbeit zu sein: aber schon am Anfang werden Männer bewusstlos, fallen hin... Sie werden mit Stiefelritten wieder zum Leben erweckt, und schwankend müssen sie sich wieder der Kolonne anschließen, die zu fliehen scheint. Wir gehen, benommen abgehärmt, ausgemergelt, erschöpft, mit Krämpfen im Magen durch unseren grauenhaften Hunger. (...)

Wir gehen also während wir uns gegenseitig festhalten, ohne anzuhalten, wenn wir diejenigen, die auf der Erde liegen, überschreiten, wir trotzen den grauen Blöcken der schlechten Straße mit schlechtem Schuhwerk, mit blutigen Füßen, die in altes Tuch eingewickelt sind, hustend, spuckend. (...) Eine Horde von Gespenstern auf dem Weg zum befreienden Tod!“

Die Aufgabe für die Häftlinge beidseits des ca. 2,8 Kilometer langen Tunnels zwischen Treis und Bruttig bestand darin, diesen für eine Fabrikanlage zur Rüstungsproduktion herzurichten. Dr. André Ragot schrieb später dazu:

„Am Eingang des immensen Tunnels, der 1914 bis 1918 von Kriegsgefangenen errichtet wurde, eine ehemalige Champignonzucht, verteilt man uns Spitzhacken und Schaufeln. Es geht darum, den ehemaligen Wasserlauf zu zerstören. Wir müssen einen Graben von 1,50 Meter Breite und einem Meter Tiefe graben. Um die alten kaputten Rohre zu entfernen, stehen wir bis zu den Knien in eiskaltem Wasser, nur mit Hemdsärmeln bekleidet, denn wenn einem kalt ist, ist man nicht versucht, mit der Arbeit aufzuhören. Aber in dem Schiefer zu graben, ist nicht einfach.

Vom Rand aus geben uns Zivilisten Befehle, die Schimpfworte im Mund, den Knüppel in der Hand. Während sie all das überblicken, verteilen die Kapos Schläge, um die

Zivilisten zufrieden zu stellen, die herumspionieren. Die Wachposten passen auf uns auf und der SS-Kommandoführer kommt häufig zur Inspektion vorbei.“

Außerdem musste der gesamte Tunnel von den Überresten der Champignonzucht, von dem dadurch verursachten Unrat und Dreck, gereinigt werden. Anschließend gingen die Häftlinge daran, den Tunnel für den dort vorgesehenen Rüstungsbetrieb herzurichten. Roger Monty beschrieb diese Arbeiten später so:

„Nachdem wir den Kompost tonnenweise herausbefördert hatten, denn im Tunnel sollte nunmehr eine kriegswichtige Industrieeinheit für die Luftwaffe eingerichtet werden, begannen wir, mit vollem Einsatz den lockeren Boden auszuheben sowie Schiefer- und Felsblöcke herauszuhauen, um sie anschließend mit bloßen Händen in die Kipploren zu laden, welche wir zuvor auf ihre Gleise gesetzt hatten. Die von uns im Vorfeld geforderte zu erbringende Leistung bestand darin, pro Trupp à vier Häftlingen täglich etwa zehn Loren zu beladen.“

Eine gute Woche später erhielten die Häftlinge eine Verstärkung durch einen weiteren Transport von Häftlingen. Unter dem Datum des 22. März 1944 waren vom Stammlager Natzweiler-Struthof weitere 106 Gefangene nach Cochem geschickt worden. Das waren 105 französische Häftlinge und ein Belgier, alles NN-Häftlinge. Sie kamen am 24. März 1944 in Cochem an und wurden auf die beiden Teillager Bruttig und Treis verteilt.

Eine wirkliche Hilfe für die dortigen Häftlinge waren sie aber nicht. Im Gegenteil. Während die zuvor nach Cochem gekommenen Häftlinge schon länger in Haft und ausgemergelt, erschöpft und krank und im Übrigen bemüht waren, ihre Kräfte einzuteilen und möglichst wenig für die Deutschen und ihre Kriegswirtschaft zu arbeiten, war das alles bei den Neuankömmlingen nicht der Fall. Sie kamen schon kurz nach ihrer Festnahme nach Natzweiler und dann nach Cochem, waren gesund und kräftig. Auch hatten sie die „Logik“ der KZ-Arbeit noch nicht verstanden. Sie dachten, sich mit harter Arbeit Vorteile verschaffen zu können; auch tat es ihnen gut, von den Aufsehern für ihre Arbeit gelobt zu werden. Dadurch setzten sie Maßstäbe, die für die anderen Häftlinge sehr nachteilig waren. Dr. André Ragot sah das sehr kritisch und schrieb später:

„Manche hatten noch nicht verstanden – und ich wünschte, dass derjenige, der am Eingang des Tunnels arbeitete, diese Zeilen lesen könnte – und sie fingen an, wie verrückt zu arbeiten, sie „klauten“ sämtliche Essensnachtschläge und ernteten Komplimente dieser Herren (die Aufseher, Erg. d.A.). Das konnte nur zu unserem Schaden sein: Verglichen mit ihnen war offensichtlich, dass wir nichts machten. Also verdoppelten sich die Schläge für uns.“

Die Arbeitsbedingungen im Tunnel waren mörderisch. Bei Roger Monty lesen wir dazu: „Unsere Leute starben entweder vor Schwäche infolge der überaus harten Arbeit oder wegen der Schläge, aufgrund nicht behandelter Verletzungen, aus Mangel an Verpflegung, die mengenmäßig gerade einmal das Existenzminimum erreichte, oder auch krankheitsbedingt, wobei vor allem die Ruhr zu nennen ist. Die Kälte, die Feuchtigkeit und das aus allen Ecken dringende Wasser, das auf unsere

fast unbekleideten Körper tropfte, taten ein Übriges. Hygienemaßnahmen, und seien es nur die elementarsten, gab es nicht, wir haben uns nie waschen können.“

Der erste Tote des KZ-Außenlagers Cochem war der 36-jährige französische NN-Häftling Henri Gourdier. Er starb ausweislich einer nach der Befreiung erstellten Liste des Amtsbürgermeisters Cochem-Land am 20. März 1944 in Bruttig - keine Woche nachdem die Häftlinge mit der Arbeit begonnen hatten. Noch im selben Monat kamen die beiden Holländer Henrikus Rempe (am 26. März 1944) und Luis Vervooren (am 31. März 1944) um sowie die beiden Franzosen Jules Heidet (am 28. März 1944) und René Quillem (am 29. März 1944). Am 2. April 1944 starb der Norweger Ricard Waldemar Johansen und am 3. April 1944 der Franzose Pierre Tarlé. Sie waren ebenso NN-Häftlinge wie die beiden in Treis im März 1944 zu Tode gekommenen Franzosen Marcel Vernot (am 27. März 1944) und Marcel Labouret (am 31. März 1944). Die beiden holländischen Häftlinge liegen auf dem Gemeindefriedhof in Bruttig in Einzelgräbern. Die vier Franzosen und der Norweger Johansen waren zunächst auch in Bruttig beerdigt, nach dem Krieg aber in ihre Heimatländer überführt worden.

(4)

Der französische NN-Häftling Roger Monty sagte später: „Unsere Leute starben entweder vor Schwäche infolge der überaus harten Arbeit oder wegen der Schläge, aufgrund nicht behandelter Verletzungen, aus Mangel an Verpflegung, die mengenmäßig gerade einmal das Existenzminimum erreichte, oder auch krankheitsbedingt, wobei vor allem die Ruhr zu nennen ist.“

Einen gewissen Eindruck davon, wie hart diese Verhältnisse waren, vermittelt die Zahl der ersten Toten in den beiden Teillagern. Von den insgesamt 338 NN-Häftlingen kamen bis zum 4. April 1944, also innerhalb von weniger als drei Wochen, insgesamt neun Häftlinge ums Leben, zwei starben in Treis und sieben in Bruttig.

Wer von den Häftlingen sich noch nicht aufgegeben hatte, versuchte, diese Bedingungen für sich soweit wie möglich abzumildern oder sich derer ganz zu entziehen. So arbeiteten manche Gefangene, wie Dr. Ragot später erzählte, möglichst langsam, um die ihnen noch verbliebenen Kräfte einzuteilen – und auch möglichst wenig für die Deutschen und ihre Kriegswirtschaft zu leisten. Andere dachten an Flucht, planten sie und flohen dann auch. Die Voraussetzungen dafür waren nicht schlecht. Denn anders als in den Hauptlagern waren diese Außenlager nicht so gesichert und bewacht. Das gilt für die Anfangsphase gerade auch für die beiden Teillager Bruttig und Treis. Denn ihre Unterbringung war noch provisorisch in Sälen der beiden Orte und nicht von Stacheldraht und Wachtürmen umgeben. Auch die Situation an und in der Arbeitsstelle, dem Eisenbahntunnel, war (noch) nicht so unter Kontrolle der Wachmannschaft. Die Häftlinge wurden natürlich beim Anlegen der Zuwegung in Treis zum Tunneleingang bewacht und auch bei den Arbeiten im Tunnel beidseits von einer Postenkette in Schach gehalten. Aber die Arbeitsstellen waren nicht so übersichtlich und konnten nicht so gesichert werden, wie es in Konzentrationslagern und großen (oberirdischen) Außenkommandos möglich war. Hinzu kam, dass die Wachmannschaft nicht aus „ausgebildeten“ und ideologisch

geschulten SS-Leuten der sonst üblichen SS-Totenkopfverbände bestand, sondern vielmehr aus ehemaligen Soldaten der Luftwaffe, die durch den Einsatz im KZ-Außenlager Cochem in die SS überführt wurden.

Unter diesen Umständen flüchteten aus den beiden Teillagern immer wieder Häftlinge. Die ersten versuchten es Anfang April. Am Tunneleingang, wohl auf der Treiser Seite, schlichen sie sich in den dortigen Versorgungstunnel und dort unter der Mosel entlang bis zur gegenüberliegenden „Kraftzentrale“ an der linksseitiger Eisenbahnlinie Koblenz-Trier.

Auf dem Weg in die Freiheit am linken Moselufer wurden sie aber gefasst. Das bedeutete für sie der Tod. Denn nach einem Erlass war die Flucht eines KZ-Häftlings dem Reichssicherheitshauptamt (RSHA) in Berlin zu melden, das dann nach Wiederergreifen des Flüchtigen die Hinrichtung durch den Strang anordnete. Dieses Verfahren wurde hier ersichtlich nicht eingehalten. Offenbar waren die SS-Leute und gerade auch der Lagerkommandant SS-Obersturmführer Rudolf Beer noch zu unerfahren oder die Zeit vor Ostern war so drängend, dass die SS-Führer vor Ort die Bestrafung der Wiederergriffenen ohne Beteiligung der Geheimen Staatspolizeistelle Koblenz und des RSHA selbst in die Hand nahmen. Schon sehr bald, am 7. April, dem Karfreitag des Jahres 1944, wurden die Flüchtigen offenbar in Bruttig festgesetzt und ermordet.

Diese erste Hinrichtung im KZ-Außenlager Cochem hat der belgische Rechtsanwalt und NN-Häftling Albert Aerts als Zeitzeuge selbst mitgemacht und später in seinen autobiografischen Aufzeichnungen („Advokaat in Nacht en Nevel“), in einer Übersetzung wie folgt beschrieben:

„Am Karfreitag wohnten wir einer Kreuzigung bei. Zwei Häftlinge wurden mit den Armen an einen Ast eines Lindenbaums aufgehängt. Wir (die anderen Häftlinge, Erg. d. A.) standen stundenlang, ihrem Todeskampf zuzuschauen. Sie hatten es gewagt, einen Fluchtversuch zu unternehmen, durch einen Schacht, der unter der Mosel hindurchlief. An den Armen aufgehängt zu werden, ist schrecklich.

Ich verstand meinen Gottesdienst (es war ja Karfreitag. Erg. d.A.) jetzt besser denn je. Es drang mir wie ein glühender Pfriem quer durchs Herz. Hier wurde Christus ein weiteres Mal gekreuzigt. Sie hingen dort stundenlang in schrecklichen Schmerzen. Als sie steif geworden waren und sich kaum noch bewegen konnten, zuckte einer der beiden wild auf und aus seiner Kehle kam das halberstickte Geröchel: ‚Ich habe Durst.‘

Vor meinen Augen vollzog sich das ganze gewaltige Drama, das der Evangelist Markus kurz und markig so beschreibt: ‚Und dann brachte man ihn auf eine Anhöhe und dann wurde er gekreuzigt und dann rief er: ‚Ich dürste‘ und dann kam jemand herbeigelaufen mit einem Schwamm und etwas Essig drauf, um ihn zu laben, und dann stieß er einen Schrei aus, und dann war er tot.‘ So spielte sich das ab, rudimentär, ohne Umstände.

Ein Soldat zog seinen Revolver und schoss beide tot.“

Was der Häftling Albert Aerts hier schildert, war das berüchtigte „Baumhängen“. Nach Eugen Kogon (Der SS-Staat) geschah das folgendermaßen:

„Die Hände wurden mit einem Strick auf dem Rücken des Häftlings eng zusammengebunden, dann der Körper hochgehoben und die Fessel an einen Nagel gehängt, der in zwei Meter Höhe in einem Baum oder Pfosten eingeschlagen war, so dass die Füße frei in der Luft hingen. Das ganze Körpergewicht lastete also an den nach hinten gebogenen Gelenken. Ausrenkung der Schultergelenke unter furchtbaren Schmerzen war die Folge. Jammern, Schreien und Wehklagen erfüllten schauerlich die Umgebung. (...) Die bis zum Wahnsinn Gemarterten schrien nach Wasser, nach Frau und Kindern, nach einer Kugel, die der Qual ein Ende bereiten sollte.“

So eindrucksvoll und bedrückend diese Darstellung des Mithäftlings Albert Aerts und deren Parallelität mit dem des biblischen Geschehens auf der Schädelstätte Golgatha auch ist, so kann zum derzeitigen Erkenntnisstand dieses geschehen noch nicht abschließend beurteilt werden. Dazu sind weitere Recherchen nötig, die bisher noch nicht geleistet werden konnten. Soviel kann aber heute schon festgestellt werden:

Ausweislich der nach dem Krieg vom Amtsbürgermeister Cochem-Land erstellten Liste starben in diesen Apriltagen 1944 Häftlinge lediglich in Bruttig, nicht auch in Treis. Das waren am 5. und am 7. April jeweils drei Franzosen. Die am 5. April zu Tode gekommenen, der 36-jährige Landwirt Alexandre Martineau, der 43-jährige Maler Alexandre Norois und der gerade 21 Jahre alt gewordene Angestellte Pierre Clowez können nicht die Flüchtigen und Hingerichteten gewesen sein. Denn nach der eindeutigen Angabe des Zeitzeugen Aerts erfolgte die Hinrichtung der beiden Häftlinge nicht am 5. sondern erst am 7. April, dem Karfreitag 1944.

Danach kommen auf der Grundlage des Zeitzeugenberichts nur die drei am 7. April 1944 in Bruttig zu Tode gekommenen KZ-Häftlinge in Frage: der 58-jährige Landwirt und sechsfache Vater Arthur Portier, der 36-jährige Landwirt Henri Douat und der 18-jährige Waldarbeiter André Chinier. Legt man den Zeitzeugenbericht weiter zugrunde, so kann einer der beiden Hingerichteten nicht Arthur Portier gewesen sein, denn er verstarb schon am frühen Morgen des 7. April um 9.45 Uhr; die Todesursache bei ihm war auch – was aber nicht viel bedeuten soll – angeblich Herzschwäche. Wahrscheinlicher ist deshalb, dass Henry Douat und André Chinier die beiden Hingerichteten waren. Für André Chinier spricht auch der Umstand, dass bei ihm ausweislich der offiziellen Todesmeldung der Tod um 16.50 Uhr eingetreten sein soll.

Dank früherer Nachforschungen wissen wir über einen dieser beiden, über den jungen André Chinier, etwas mehr. Geboren wurde André am 10. März 1926 in der westfranzösischen Stadt Angoulême im Departement Charante. Seine Eltern lebten in der Ortschaft Villejésus, nicht weit von seinem Geburtsort entfernt. Das war eine Weingegend wie die Mosel. Andrés Vater war Landarbeiter und Kleinbauer, im Ersten Weltkrieg Soldat. Anschließend heiratete er seine Frau, die als Hausangestellte in Angoulême zum Familienunterhalt beitrug. Nach mehreren Ehejahren kam André als einziges Kind zur Welt. Die Eltern zogen alsbald in die nahe gelegene Ortschaft

Tusson. Dort ging André bis zu seinem 13. Lebensjahr zur Volksschule. Anschließend verrichtete er Gelegenheitsarbeiten und begann eine Lehre als Waldfacharbeiter.

Der Überfall Hitler-Deutschlands auf Frankreich und die Besetzung des nördlichen Frankreich hatte auch einschneidende Konsequenzen für die Familie Chinier. Der Vater wurde zur Flugabwehr zwangsverpflichtet und Sohn André beschloss, sich dem „Maquis“ anzuschließen. Das war eine französische Untergrundbewegung gegen Hitler-Deutschland. Ihre Mitglieder, die Maquisards, hielten sich in den Wäldern, Bergen und anderen wenig bevölkerten Gebieten, im „Maquis“, auf und bekämpften von dort aus mit Sabotageakten u.a. die deutsche Besatzung. Der Maquis erhielt bald verstärkten Zulauf, als Franzosen im Rahmen des Service du travail obligatoire (STO) für den Arbeitsdienst in Deutschland verpflichtet werden sollten.

Dabei vertraute sich André aber falschen Freunden an. Sie denunzierten ihn und stellten ihm eine Falle. Man gab ihm den Auftrag, mit dem Gespann seiner Eltern Holz abzufahren, das angeblich oder tatsächlich für die deutschen Besatzer reserviert war. Als er das tat, wurde er am 25. Oktober 1943 auf der Straße von Tusson nach Villejésus angehalten und wegen „Sabotage“ verhaftet. Ohne seine Eltern oder sonst wen zu benachrichtigen, verschleppte man ihn in das Konzentrationslager Natzweiler-Struthof bei Straßburg im Elsass. Dort war er „Nacht-und-Nebel-Häftling“ und erhielt die Häftlingsnummer 6.961. Mit dem Transport vom 10. März 1944 gelangte er in das KZ-Außenlager Cochem.

Weiter wissen wir, dass man - anders als die ersten in Bruttig und in Treis ums Leben gekommenen Häftlinge - André Chinier, Henri Douat und Arthur Portier nicht auf dem Friedhof vor Ort beerdigte. Vielmehr fuhr man die Leichen in das Krematorium nach Mainz und äscherte sie dort ein. Von Arthur Portier ist bekannt, dass seine Urne am 3. Mai 1944 von Mainz in das Konzentrationslager Natzweiler gebracht und dort begraben wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch die Leichen der beiden anderen, also die der höchstwahrscheinlich Hingerichteten und damit auch von André Chinier, ins Krematorium nach Mainz kamen und deren Urnen am 3. Mai 1944 ebenfalls von Mainz nach Natzweiler transportiert und dort begraben wurden.

Uns Heutige lässt dieses Vorgehen erschauern – und zwar sowohl dieses willkürliche, brutale, grausame Morden als auch dessen penible, bürokratische „Abwicklung“. Denn diese Morde sind in den Sterbebüchern der Orte ebenso dokumentiert wie die Vorgänge im Mainzer Krematorium. Beides gehört zusammen und ist das, was man „die Ordnung des Terrors“. (Wolfgang Sofsky) nennt.

(5)

Natürlich haben sich die Häftlinge gefragt, wofür sie geschunden, gequält und womöglich getötet würden. „Offiziell“ hat man ihnen darüber keine Informationen gegeben. Soweit sie gerüchteweise etwas in Erfahrung bringen konnten, hieß es, dass in den Tunnel die Produktion für die „Wunderwaffen“ V (Vergeltungswaffe) 1 oder V (Vergeltungswaffe) 2 verlagert werden sollte. Dies vermuteten auch die Menschen in Treis und in Bruttig.

Dieses Gerücht hatte durchaus einen realen Hintergrund. Denn für die weitere Kriegsführung sollten wegen der von den Alliierten inzwischen erreichten Lufthoheit über Deutschland wichtige Rüstungsbetriebe bombensicher untertage verlegt werden. Zwei sehr wichtige Projekte waren dabei die Produktion der unbemannten Flugbombe V1 und der Flüssigkeitsrakete A4 (später V2 genannt). Schon im Jahr 1943 suchten Rüstungsexperten aus Berlin nach dafür geeigneten bombensicheren Produktionsstätten. Sie setzten diese Suche dann fieberhaft fort, nachdem Mitte August 1943 schwere Bombenangriffe auf Peenemünde auf der Insel Usedom an der Ostsee die dortige Weiterentwicklung und Erprobung der V2 unmöglich gemacht hatten.

So kam es zum Beispiel dazu, dass gar nicht weit von der Mosel, an der Ahr in Dernau und Marienthal im Kreis Ahrweiler ab dem Frühsommer 1943 mehrere ungenutzte Eisenbahntunnel für Rüstungsprojekte hergerichtet wurden. Auch in den Tunneln dort – wie im Tunnel zwischen Treis und Bruttig – hatte man einige Jahre zuvor eine Champignonzucht betrieben. Nachdem man deren Überreste beseitigt und den Rüstungsbetrieb eingerichtet hatte, produzierte dort seit November 1943 eine Stettiner Firma. In zwei dieser Tunnelröhren ließ sie Bodenanlagen zusammenbauen, die für das Starten der V2 notwendig waren. Das Projekt war geheim und lief unter dem Decknamen „Lager Rebstock“.

Deshalb lag die Vermutung nahe, dass auch im Tunnel zwischen Treis und Bruttig ein Rüstungsbetrieb für die „Wunderwaffen“ V1 und V2 entstehen sollte. Diese Annahme war aber, wie sich alsbald herausstellen sollte und wie wir heute sicher wissen, falsch. Der Tunnel zwischen Treis und Bruttig sollte vielmehr für die Zündkerzenfabrikation der Firma Robert Bosch hergerichtet werden. Und damit hatte es eine eigene Bewandnis.

Wie wir aus der Aufarbeitung der Firmengeschichte (Johannes Bähr/Paul Erker: Bosch. Geschichte eines Weltunternehmens) wissen, war es schon im Herbst 1943 zu erheblichen Luftangriffen auf die Produktionsstätten in Stuttgart und Feuerbach gekommen. Deshalb verlagerte die Firma Robert Bosch seitdem Teile der Produktion weg von dort in ländliche Gebiete.

Das war nicht nur ein Problem des Unternehmens Robert Bosch, sondern hatte eine weit darüber hinausgehende Dimension. Denn die Firma Bosch war für die Kriegsführung Hitler-Deutschlands von ganz erheblicher Bedeutung.

Die Robert Bosch AG war maßgeblich beteiligt an Hitlers Prestigeobjekt, des Kraft-durch-Freude-Wagen (KdF-Wagen), den „Vorgänger“ des Volkswagens. Für diesen entwickelte Bosch die gesamte elektrische Ausrüstung. Zwar hatte es mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges kaum noch einen Markt für Personenwagen gegeben, doch hatte nun die Produktion von Nutzfahrzeugen für die Wehrmacht höchste Priorität. Damit und mit anderen Produkten wurde Bosch, inzwischen in eine GmbH umgewandelt, zu einem für die Kriegsführung wichtigen Unternehmen. Ihm wurde die Auszeichnung „Nationalsozialistischer Musterbetrieb“ verliehen.

Gleichzeitig aber war Robert Bosch Hitler und den Nazis gegenüber sehr distanziert und sogar aktiv im Widerstand. Er hatte Verbindungen zu Carl Goerdeler und anderen Männern des 20. Juli 1944. Zusammen mit seinen engsten Mitarbeitern rettete er Juden und andere Verfolgte des Nationalsozialismus vor der Deportation. Goerdeler reiste mit Hilfe eines Bosch-Ausweises durch die Lande, um Verbündete im Kampf gegen das Hitler-Regime zu gewinnen. Ungeachtet dessen wurde Robert Bosch auch persönlich vielfach geehrt, zuletzt mit der Inszenierung eines Staatsaktes anlässlich seines Begräbnisses im Jahr 1942.

Robert Bosch, seine engsten Mitarbeiter und das ganze Unternehmen verhielten sich also zwiespältig und diese Entwicklung setzte sich fort. Wenn auch Bosch persönlich gegenüber dem NS-Regime immer kritischer wurde und auch gegen den Krieg eingestellt war, beteiligte sich das Unternehmen an der Aufrüstung und entwickelte eine eigene Dynamik.

Wie die Historiker in ihrer Firmengeschichte feststellten, wurde Bosch als Marktführer bei Kraftfahrzeugausrüstungen und als einer der wichtigsten Hersteller von Zündern für Flugmotoren quasi automatisch mit Rüstungsaufträgen bedacht. Das Unternehmen musste sich darum nicht bewerben, konnte sich aber auch nicht entziehen, da die Wehrmacht eine solche Lücke in der Belieferung der Luftwaffe und des Heeres nicht hingenommen hätte.

Von daher war es nicht nur für Bosch, sondern auch die deutsche Rüstungsindustrie ein schwerer Schlag, als am 21. Februar 1943 die Bosch-Werke in Feuerbach durch einen Luftangriff schwer getroffen wurden. Schon zuvor war Bosch angewiesen worden, Teile der Produktion in den der Reichsbahn gehörenden Tunnel zwischen Treis und Bruttig zu verlegen.

Die Planungen sahen vor, dass die Bosch-Werke schon im Mai 1944 – also ca. acht Wochen nachdem die ersten NN-Häftlinge in die beiden Teillager gekommen waren – ihren Betrieb aufnehmen sollten. Für den vorgesehenen unterirdischen Betrieb gründete Bosch – wie es schon wiederholt an anderen Standorten geschehen war – eine weitere Tochtergesellschaft, die WIDU GmbH mit Sitz in Cochem. Als Firmenname hatte man aus Tarnungsgründen eine Kombination aus den Geschäftsführern Karl **Wild** und Ernst **Durst** gewählt.

Geplant war, dass die Produktion in dem Tunnel von an die Mosel abkommandierten Beschäftigten anderer Bosch-Werke erfolgen sollte, denn Fachkräfte in größerer Zahl konnte man nicht aus der Umgebung gewinnen. So sollten Teile der sog. Gefolgschaft von Bosch im Tunnel arbeiten. Das waren zum einen Deutsche, sicherlich auch sog. freie Arbeiter und auch Dienstverpflichtete, und zum anderen ausländische Arbeitskräfte, wie die Zwangsarbeiter („ausländische Zivilarbeiter“), aber auch Kriegsgefangene und auch KZ-Häftlinge. An Planungen von April 1944 waren insgesamt 2.000 Arbeiter vorgesehen, dazu kommen sollten noch 100 bis 150 Angestellte.

Diese hochfliegenden Pläne sind – wie wir später noch sehen werden – nie Realität geworden. Sie machen aber deutlich, dass dies ein schon größeres Bauvorhaben war, das einer dementsprechenden Planung, Organisation und Ausführung bedurfte.

Für Vorhaben dieser Art und Bedeutung in der hiesigen Region wurde eine SS-Bausonderinspektion III gebildet. Diese war für vier Bauvorhaben vor Ort zuständig. Für jedes Bauvorhaben wurde ein örtlicher SS-Führungsstab gebildet. So war es auch für den Ausbau des Tunnels zwischen Treis und Bruttig. Dessen SS-Führungsstab hatte seinen Sitz in Cochem und das Vorhaben die Bezeichnung A 7 und den Decknamen „Zeisig“.

Aufgabe dieses SS-Führungsstabes war die Herrichtung der Produktionsstätte im Tunnel und damit allumfassend. Er war zuständig für die Beschaffung und den Einsatz von Material, Maschinen, Bauunternehmern und Arbeitskräften. Chef des SS-Führungsstabes war anfangs der SS-Hauptsturmführer Gerrit Oldeboershuis (genannt Oldenburg). Sein Stellvertreter war der SS-Untersturmführer Karl Heinz Burkhardt. Zu dem Führungsstab gehörten noch 16 weitere Personen, Zivilangestellte, Luftwaffeningenieure, sowie technische Offiziere und Mannschaften der Waffen-SS.

Zur Erfüllung seiner Aufgaben bediente sich der SS-Führungsstab des Planungs- und Architekturbüros Klaus Heese, Berlin, Baufirmen wie etwa der Baufirma Fix aus Ahrweiler und des Bauunternehmers Karl Müntenich aus Bruttig.- jeweils mit ihren Arbeitern.

Arbeitskräfte waren vor allem dann noch die KZ-Häftlinge des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof im KZ-Außenlager Cochem mit seinen beiden Teillagern in Treis und in Bruttig. Lagerführer und damit Chef dieses KZ-Außenlagers war zunächst der SS-Obersturmführer Rudolf Beer. Ihm unterstellt waren dann die beiden Führer der Teillager in Treis und Bruttig sowie weitere SS-Leute in den beiden Lagern.

Bewacht wurden die KZ-Häftlinge – in den beiden Lagern, auf dem Weg zur Arbeit sowie bei den einzelnen Kommandos (dazu später) – von Soldaten der Luftwaffe unter der Leitung eines Oberfeldwebels und SS-Hauptscharführers.

Als Außenlager hatte das Lager Cochem keine eigene politische Abteilung. Die sicherheitspolizeilichen Aufgaben für das Außenlager wurden von der Geheimen Staatspolizei Koblenz wahrgenommen.

Es gab also ein Netzwerk von „Organisationseinheiten“, die im mehr oder minder guten Zusammenspiel für die Fertigstellung des Rüstungsbetriebs im Tunnel verantwortlich waren. An der Spitze stand der SS-Führungsstab in Cochem. Er hatte – wie gesagt – dafür Sorge zu tragen, dass die Bosch-Werke im Mai 1944 den Produktionsbetrieb aufnehmen konnten. Das bedeutete einen ungeheuren, gerade auch zeitlichen Druck. Der Druck lastete auf allen Beteiligten. Dieser Druck wurde von oben nach unten weitergegeben. Dort kam er dann bei den Häftlingen als unerträgliche Arbeitsbelastung an.

Wie schrieb der französische NN-Häftling André Ragot doch später: „Man muss schnell gehen, schneller, noch schneller! Deutschland fühlt, dass die Zeit drängt und

dass man schnell unterirdische Fabriken (...) errichten muss im Schutz vor den Bombenangriffen. Man muss arbeiten wie Galeerensträflinge und der Hunger wird immer entsetzlicher.“

(6)

In den früheren Folgen zum „kleinen KZ in der Nachbarschaft“ wurde über die ersten Häftlinge aus dem KZ Natzweiler berichtet, die in zwei Transporten im März 1944 in das KZ-Außenlager Cochem verschleppt wurden. Sie mussten den Eisenbahntunnel zwischen Bruttig und Treis für die Produktion von Zündkerzen herrichten, die die Firma Robert Bosch AG unter dem Tarnnamen WIDU dort aufnehmen wollte.

Die Häftlinge waren, wie früher schon ausgeführt, sog. NN-Häftlinge, Nacht-und-Nebel-Häftlinge. Dieser Status ging auf einen Befehl Hitlers von Dezember 1941 zurück. Darin hatte er gefordert, solche Gegner des Regimes, denen nicht sofort ein kurzer Prozess gemacht werden könne, bei „Nacht und Nebel“ über die Grenze nach Deutschland zu bringen und dort isoliert zu halten. Wenige Tage später setzte Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel diesen Befehl um in die „Richtlinien des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht für die Verfolgung von Straftaten gegen das Reich oder die Besatzungsmacht in den besetzten Gebieten“. Dieser Befehl sollte die zunehmenden Widerstandsaktivitäten in den von Deutschland besetzten Gebieten wirkungsvoll bekämpfen. Er betraf ausschließlich Staatsangehörige Frankreichs, Belgiens, der Niederlande, Luxemburgs und Norwegens. Beabsichtigt war eine erhöhte Abschreckung gegen Widerstandsakte, entweder durch die sofort zu vollziehende Todesstrafe oder aber dadurch, dass die betreffenden Personen festgenommen und heimlich nach Deutschland verbracht würden. Hier sollten sie dann ohne Kontakt zu ihren Familien und überhaupt zu ihrer Heimat vor Sondergerichte gestellt werden, deren Urteile ebenfalls geheim bleiben sollten.

Das war die Theorie Nazi-Deutschlands. Sie wurde aus verschiedenen Gründen aber nicht voll in der Praxis umgesetzt. Ein Grund war, dass die Militärgerichte im Westen, die den ersten Zugriff auf die Gefangenen hatten, mit der Vielzahl der Verfahren überfordert waren. Ein weiterer lag darin, dass die Gestapo, die die Personen festgenommen hatte, diese von vornherein der Justiz für ein gerichtliches Verfahren entzog. Die Folge dieser und anderer Gründe war, dass die Gefangenen nicht zur „Verwahrung“ in die zudem überfüllten Sonderabteilungen bestimmter Gefängnisse kamen. Vielmehr wurden sie in die von der SS geleiteten Konzentrationslager verschleppt, um dort unter den sehr harten Bedingungen für die Deutschen zu schuften.

So kamen viele Franzosen, auch Belgier, Holländer, Norweger und Luxemburger in die KZ. Das mit den wohl meisten NN-Häftlingen und auch das, in dem sie die längste Zeit verbrachten, war das KZ Natzweiler-Struthof im Elsaß. Von daher war es nicht verwunderlich, dass mit den Transporten vom 10. März 1944 232 und vom 22. März 1944 noch einmal 106, insgesamt 338 ausdrücklich als NN-Häftlinge bezeichnete Gefangene ins KZ-Außenlager Cochem geschickt wurden.

Nur kurze Zeit später stellte sich das allerdings als ein Irrtum heraus – das war ein Verstoß gegen die Theorie. Denn die NN-Häftlinge sollten - wie zuvor ausgeführt - von der Außenwelt isoliert werden. Das war aber in KZ-Außenlagern wie in Bruttig und Treis nicht möglich. Dort waren sie nicht isoliert und „verschwunden“, sondern wurden von der Bevölkerung wahrgenommen und hatten mehr oder minder – guten oder auch schlechten – Kontakt zu den Deutschen. Diesen Fehler erkannte die Verwaltung des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof schon sehr bald. Wie sehr sich dieses im NN-Erlass vom Dezember 1941 festgelegte Verfahren inzwischen verändert hatte, wird im Übrigen daran deutlich, dass im März 1944 als NN-Häftlinge nach Cochem nicht nur Franzosen, Belgier, Holländer, Norweger und Luxemburger geschickt wurden – sondern auch fünf Polen und ein Jugoslawe. Letztere gehörten wie etwa der in Kielce geborene und in Warschau verhaftete Thaddäus Biernicki nicht zu den Widerstandskämpfern Westeuropas und hätten deshalb nicht als NN-Häftlinge bezeichnet und behandelt werden dürfen.

Wie dem auch sei. Nachdem man den Fehler entdeckt hatte, machte man ihn rückgängig und schickte die (allermeisten) überlebenden NN-Häftlinge zu Ostern 1944 in das Hauptlager KZ Natzweiler-Struthof zurück. Ausweislich der Transportliste vom 7. April 1944 waren das insgesamt 319 NN-Häftlinge, ganz überwiegend Franzosen, aber auch acht Holländer, sechs Norweger, fünf Polen, zwei Belgier und ein Jugoslawe.

Später erinnerte sich der französische Arzt Dr. André Ragot an diesen Rücktransport:

„Und eines Tages hörte man Anspielungen auf diese Rückkehr, das war ab dann unser einziges Gesprächsthema. Eines Abends (es muss Gründonnerstag, der 6. April, oder Karfreitag, der 7. April, gewesen sein, Erg. d.A.), nachdem wir unser Brot gegessen hatten, kannte unsere Freude keine Grenzen mehr. Man kündigte uns an: ‚Die Belgier, die Franzosen N.N. raus hier!‘ Man hat sie aus Versehen hierhergebracht, die N.N. durften die Lager nicht verlassen.“

Das muss man sich einmal vorstellen: Die Häftlinge hatten große Freude und sprachen von großem Glück – weil sie in das Konzentrationslager Natzweiler-Struthof verschleppt wurden! Wie unerträglich, brutal, erniedrigend und tödlich muss ihre Situation in den Lagern in Bruttig und in Treis gewesen sein, dass sie Glücksgefühle hatten, wieder ins KZ-Hauptlager zu kommen!

Bei Dr. Ragot lesen wir weiter:

„Also fuhren wir! Man setzte uns Hintern über Kopf, den einen in den anderen in die Laster. (...) Der Bahnhof (in Cochem, Erg. d.A.). (...) Die Tierwaggons sind mit Stacheldraht in drei Teile eingeteilt, die Mitte ist den Aufpassern vorbehalten: zwei brutalen Soldaten. Wir gehen in die Ecken, indem wir uns auf flachem Bauch unter dem Stacheldraht entlang schieben ungefähr dreißig auf jeder Seite. Das Stroh ist nur Staubgemisch mit den Exkrementen (von denen), die vor uns waren und sie kommen aus Lublin! (...)“

Wir werden in diesem Waggon zwei Tage und zwei Nächte verbringen mit Brot und Würstchen, aber ohne etwas zu trinken. Nachts gibt es eine harte hinterhältige

Prügelei, um seine Beine ausstrecken zu können, während wir Angst vor der SS haben.“

Am Ostersonntag, dem 9. April 1944, kamen die Häftlinge im Regen am Bahnhof von Rothau an, dem „Verladebahnhof“ für das KZ Natzweiler-Struthof. Der belgische NN-Häftling Albert Aerts erinnerte sich dazu später:

„Danach gingen wir zu Fuß unseren Kalvarienberg, den Natzweilerberg, hinauf. Nach Hause! Wir waren nur mehr Gerüste mit etwas Dreck rundum. Der eine konnte nicht gehen, der andere konnte nicht folgen. Kolbenschläge und Ochsenriemen halfen diesem elenden Zug nicht mehr vorwärts. Wir lagen verstreut über den ganzen Weg von Rothau bis Natzweiler. Einige Krüppel humpelten, strauchelten weiter. Menschen, die im Koma waren, wurden mit fortgeschleppt von Menschen, die selbst jeden Augenblick zusammenbrechen konnten. Die Kameraden, die in Natzweiler zurückgeblieben waren, empfingen uns mit Bestürzung. Ich sah harte Knochen weinen.“

Bei dem zurückkehrenden französischen NN-Häftling Roger Monty lesen wir einen Zeitzeugenbericht des Häftlings Alexis Marot. Marot erlebte die Rückkehr der Cochemer in Natzweiler und schilderte sie so:

„Am Ostersonntag (...) erlebten wir die Rückkehr der Franzosen mit, die drei Wochen lang in Cochem waren.

Ich habe wirklich Schreckliches gesehen, aber da erlebte ich zum ersten Mal einen Albtraum, der mir ganz klar im Gedächtnis geblieben ist.

Es regnete. Wir arbeiteten nicht, denn es war Sonntagnachmittag. Auf der Straße sahen wir sie vorbeiziehen, barfuß, mit unbeschreiblichen Fetzen auf dem Leib, manche trugen nur noch ein Hemd, die vom Schlamm verschmutzte Hose hielten sie in Händen. Sie hatten sie ausgezogen, weil sie starken Durchfall hatten und die Hose sie nur am Verrichten des Geschäfts hinderte – bleiche und abgemagerte, einem Menschen nur noch ähnlich sehende Wesen. Die weniger Kranken stützten oder trugen die anderen, wahre mit Exkrementen bedeckte Knochengerüste.“

Die Ankommenden trieb man in das Krematorium, um sie dort zu waschen. Die Häftlinge waren so schwach, dass wenigstens einer, der Franzose Tardieu, unter dem Wasserstrahl stürzte und sofort tot war. Andere starben einige Tage später.

Roger Monty gehörte zu den noch weniger Kranken. Später berichtete er über seine „Erstversorgung“ im KZ Natzweiler-Struthof:

„Wie andere meiner Kameraden bin ich an akuter Ruhr erkrankt; Doktor Nivolle aus Rennes leistete mir da Hilfe, indem er mir Holzkohle verabreichte, die er mutig, denn das Risiko war gewaltig, aus den Kohleöfen der Wachleute geklaut hatte. Mangels richtiger Medikamente verfügten wir nur über diese kaum ausreichende Methode, um uns auszukurieren. Zusätzlich brauchten wir viel Glück.“

Der im Jahr 1923 geborene Roger Monty hatte schon vor der Haft an der Mosel eine Odyssee hinter sich. Diese setzte sich auch nach seiner Rückkehr ins KZ Natzweiler-

Struthof fort. Von dort kam er im April 1944 in ein polnisch-niederschlesisches Gefängnis, nach weiteren Stationen verschleppte man ihn in das Konzentrationslager Groß-Rosen in Niederschlesien, im heutigen Polen, und dann in das KZ-Außenlager nach Kamenz in Sachsen sowie schließlich am 15. März 1945 in das Konzentrationslager Dachau. Dort wurde er am 29. April 1945 von amerikanischen Truppen befreit.

Auch noch im hohen Alter, Roger Monty starb am 24. Januar 2017, erinnerte er sich in seiner Autobiografie „Un si grande nuit“ („Eine so lange Nacht“) nur mit Schrecken an die kurze Zeit seiner Inhaftierung in Bruttig: „Noch heute erinnern sich die wenigen Überlebenden an ihre Peiniger und klagen sie an.“

Schmerzlich vermisste er eine Erinnerung am damaligen Ort des Terrors und des Schreckens und schrieb: „Der Reisende wird von diesem schrecklichen Kommando keine Spur mehr finden; keine Tafel, kein Grabstein erinnert daran, weder an Cochem noch an Bruttig oder Treis. Auf halber Höhe der Weinberge verdammt uns heute Geröll aus Stein und Erde wie eine unauslöschliche Wunde zum Vergessen des Tunnels, dessen beide Eingänge 1945 gesprengt wurden. Auch dort wird der Spaziergänger nicht mehr erfahren.“

Seit der Niederschrift dieser Erinnerungen hat sich einiges gegen das Vergessen getan. Möge zum Gedenken an die Opfer jener Verbrechen noch sehr viel mehr und sehr viel schneller etwas geschehen als bisher.

(7)

Mit der Rückkehr der NN-Häftlinge in das Stammlager Natzweiler-Struthof zu Ostern 1944 war die erste Phase des KZ-Außenlagers Cochem beendet. Diese soll hier aus der Sicht von Zeitzeugen zusammenhängend geschildert werden. Der folgende Bericht stammt aus dem Buch von Roger Leroy, Roger Linet und Max Nevers: „1943-1945. La Résistance en enfer, Paris 1999, S. 265-270 (zu deutsch: Widerstand in der Hölle). Alle drei Autoren waren französische Kommunisten, die in der Résistance aktiv waren und deswegen von der Gestapo verhaftet und ins KZ Natzweiler-Struthof verschleppt wurden. Dort erlebten sie mit eigenen Augen die Vorbereitungen für den Transport der Häftlinge nach Cochem und deren Rückkehr an Ostern. Von zahlreichen Rückkehrern erfuhren sie von deren Aufenthalt in Bruttig und Treis und schrieben dies zusammen mit den eigenen Beobachtungen später auf. Den Text hat Frau Mariette Nölle, die Vorsitzende des Fördervereins Gedenkstätte KZ-Außenlager Cochem, übersetzt und dem Autor zur Verfügung gestellt. Frau Nölle sei für diese und andere Übersetzungen herzlich gedankt.

Der folgende Text trägt die Überschrift: „Ein grauenhaftes Außenlager in der Nähe von Cochem – März 1944“:

„Trotz der Anwesenheit von deutschen Antifaschisten auf den Schlüsselposten des Lagers im KZ Natzweiler, Erg.d.A.) war es Anfang März 1944 unmöglich, einen ‚schlimmen Transport‘ zu vermeiden. Die SS gab zwingende Befehle (für die Auswahl der Häftlinge, Erg.d.A.) und sicherte sich damit eine absolute Kontrolle.

Die SS-Leute betraten am 13. März hektisch die Küchen, um das sofortige Herauskommen sämtlicher Franzosen zu verlangen, die im Nebengebäude beim Schälen arbeiteten, um ihre Häftlingsnummern zu notieren. Doktor André Ragot gehörte dazu. Dann wurden die, die im Block 13 zurückgeblieben waren, auf dieselbe Weise erfasst. So wurden auch Roger Laporte, Paul Champion und der Priester (André Erg.d.A.) Bidaux (...) angefordert. Ebenso Aimé Spitz. (...)

Ein großer Teil der Franzosen der drei Transporte von November 1943 (ins KZ Natzweiler, Erg.d.A.) waren von dieser Überführung betroffen, ungefähr dreihundert Gefangene zu den beiden Außenlagern in die Nähe von Cochem und nach Neckarelz. François Guérin und Jacques Noé gehörten dazu. Es gab dort auch Franzosen der Transporte vom Januar, vom Februar und selbst vom 10. März, darunter André Maratrat.

Roger Deniel, der erst 22 Jahre alt war, erinnert sich, dass sein Chef (gemeint ist wohl: der SS-Blockführer, Erg.d.A.) sämtliche Franzosen des Blocks im Speisesaal versammelt hatte. Ein SS-Mann hatte übersetzen lassen, dass ein Kommando zusammengestellt würde, um in einer der schönsten Regionen Deutschlands zu arbeiten: ‚Ihr werdet nicht aus der gewohnten Umgebung herausgerissen, ihr werdet Berghänge voll mit Weinreben sehen. Wenn ihr gut arbeitet, werdet ihr gut behandelt, gut ernährt werden. Euer Blockführer wird die Häftlingsnummern der Freiwilligen erfassen. Ich werde am Ende des Vormittags wiederkommen.‘

Da die Anzahl der Fahrenden (der Personen, die freiwillig nach Cochem wollten, Erg.d.A.) sehr gering war, erschienen SS-Leute überraschend eine Woche später, um diejenigen selbst auszusuchen, die ihnen am kräftigsten erschienen. Es gab auch Holländer, Russen, einige Belgier und ungefähr zehn Deutsche für spezielle Posten.

Die ernannten Kapos (Häftlinge mit Sonderaufgaben, Erg.d.A.): Lesquy (gemeint: der Deutsche Karl Leske, Erg.d.A.) und Fritz (gemeint: der Deutsche Friedrich Ehlscheid, Erg.d.A.) hatten eine schlimme Reputation, „rote Dreiecke“ (gemeint: sie waren politische Häftlinge mit einem „roten Winkel“, Erg.d.A.), sie hatten sich zum Dienst in der SS umschulen lassen.

Am 15. März nachmittags ist die Abfahrt vom Lager (KZ Natzweiler) in blauweißgestreifter Kleidung. In Rothau wurden unsere Kameraden in Viehwaggons eingeschlossen (65 pro Waggon), die von bewaffneten Soldaten und ihren Hunden bewacht wurden.

Am 17. März Ankunft am Bahnhof in Cochem, ungefähr 30 Kilometer von Koblenz (zwischen Trier und Koblenz). Cochem ist eine hübsche, kleine Stadt in Rheinland-Pfalz, die an der Mosel liegt, reich an Kultur, denn früher gab es hier die Gedichte von Heine und die Kompositionen von Beethoven.

Wer hätte geglaubt, dass dieser verzaubernde Rahmen eines Tages zerstört würde durch die Ankunft eines Transports von 300 Häftlingen? Diese Häftlinge wurden in zwei Gruppen aufgeteilt: die eine wurde in Richtung Treis dirigiert (unter ihnen: Roger Deniel und François Guérin), die andere in Richtung Bruttig (unter ihnen Dr.

André Ragot, Jean Boudias, Roger Monty, André Maratrat). Nach der zweitägigen strapaziösen Fahrt in Viehwaggons mussten sie noch zu Fuß marschieren, die einen fünf Kilometer, die anderen zwei. Der schmerzhafteste Kalvarienberg der Gefangenen nahm da gerade erst seinen Anfang.

Zu mehreren Dutzend Personen wurden sie in einem leerstehenden Saal im Nebengebäude eines Gasthofs untergebracht. Es gab nur einen Wasserhahn (für die Häftlinge, Erg.d.A.) im Hof, um sich zu waschen. Deshalb war die Hygiene völlig unzureichend. Der Komplex war von Stacheldraht umgeben und strengstens bewacht.

Unter den Schlägen des Kapos Leske, der Unterkapos und der SS-Leute mussten die Häftlinge sehr anstrengende Arbeiten verrichten. Eine ehemalige Champignonzucht sollte in eine unterirdische Fabrik für die V1 (nein, das glaubten zunächst viele, es ging aber um die Produktion von Zündkerzen der Firma Robert Bosch, Erg.d.A.) umgewandelt werden. Dafür musste ein Tunnel, der als eine Rüstungsfabrik hergerichtet werden sollte, von Tonnen an Mist befreit und eine Abwasserrinne gegraben werden.

Spät abends nach dem Appell an der Baustelle kamen die Gefangenen erschöpft zurück, dabei trugen sie ihre sterbenden oder verletzten Kameraden. Vor dem ehemaligen Ballsaal angekommen, war immer Appell, ganz gleich welches Wetter herrschte. Nachts kam es vor, dass die Gefangenen aus dem Schlaf gerissen wurden, um zum Cochemer Bahnhof gebracht zu werden, wo Material abgeladen werden musste. Bei der Rückkehr erholten sie sich nur für wenige Augenblicke oder gingen direkt (zur Arbeit, Erg.d.A.) in den Tunnel.

Unsere unglücklichen Kameraden wateten (im Tunnel, Erg.d.A.) manchmal bis zu den Oberschenkeln im Schlamm, das Wasser rieselte von überall her. In dieser feuchten und kalten Atmosphäre, die von ihren kaum bekleideten Körpern Besitz ergriff, waren sie auch immer den kalten Luftzügen ausgeliefert. Es war bereits eine Folter, bevor sie überhaupt Schaufel oder Hacke in die Hand nahmen.

Auf der anderen Seite des Tunnels in Treis wurden die Häftlinge nicht besser behandelt. Bei einer zufälligen Begegnung im Innern des Tunnels erkannten sie sich kaum wieder, so stark hatten sie abgenommen. Sie hatten füreinander Mitleid, das grenzenlos war.

Das Essen war noch schlechter und weniger als im Hauptlager Natzweiler. Die deutschen Kapos enthielten den Häftlingen Lebensmittel vor, um diese bei den Soldaten oder Zivilisten gegen Zigaretten und Alkohol einzutauschen. Es erschien köstlich, eine kleine weiße Schnecke roh zu essen, die man auf dem Treidelpfad gefunden hatte, oder eine Stange Lauch, die man aus einem Garten herausgerissen hatte, oder auch Löwenzahn vom Rand der Straße – immer verbunden mit dem Risiko von Stockhieben. Die Ruhr richtete ebenso wie die Tuberkulose verheerende Schäden an, zum Teil löste sie Verkrampfungen aus oder rüttelte wach...

Die Häftlinge mussten (in Treis, Erg.d.A.) einen Weg von fünf Kilometern Länge vom Dorf bis zum Eingang des Tunnels bauen. Der Weg wurde innerhalb von acht Tagen hergerichtet! Wenn die Häftlinge durch das Dorf marschierten, waren die Straßen verlassen, als wären sie ansteckend. Nur Kinder bewarfen sie mit Steinen und liefen dann weg... Die Einwohner starteten feindselig durch ihre Fensterscheiben.

26 Tage Albtraum: 34 Tote auf 150 Franzosen! Sie wurden von Russen und Polen abgelöst.

Als der Transport am Freitag, dem 7. April 1944 (Karfreitag), die Mosel verließ, sahen die Häftlinge eine große Prozession. Viele Einwohner gingen in Sonntagskleidung und mit brennenden Kerzen in der Hand den Kreuzweg bergauf. Unsere Kameraden konnten sich nicht verkneifen zu sagen, dass der Gott der Menschen sich getäuscht haben musste, wenn er auf der einen Seite die Deutschen auf der Suche nach Vergebung ihrer Sünden vorbei ziehen ließ und auf der anderen Seite menschliche Wracks, die sich nur ihren Glauben an die Freiheit vergeben lassen mussten.

Die Rückkehr nach Natzweiler.

Am Morgen des 9. April 1944, Ostersonntag, kamen die Überlebenden unter dem Geläut der Kirchenglocken auf dem Bahnhof von Rothau an. Es regnete. Gemeinsam machten sie sich – die meisten mit nackten Füßen - auf den Weg hinauf zum Lager, in dem noch Schnee lag.

Noch bevor unsere unglücklichen Kameraden uns von ihrem Schicksal berichten konnten, hatten wir allein aufgrund ihres Anblicks schon einen Eindruck von dem, was sie hatten erleiden müssen. Die ‚Gesunden‘, unter ihnen Claude Huard, transportierten die Verletzten und Kranken. Der Zustand aller war alarmierend! Es gab unter ihnen sogar fünf Tote. Die Gesunden wurden in den Block 15 (oder in den Block 10) gebracht. Sehr schnell organisierten wir Solidarität mit den Rückkehrern.

Max Nevers ließ im Einverständnis mit dem Kapo Karl Brand einen Topf Erbsensuppe, (die der SS vorbehalten war) aus der Küche für unsere Kameraden entwenden. Es war nicht nötig, ihnen zu sagen, dass sie diese schnell verschlingen sollen, damit die SS davon nichts mitbekäme. Freiwillige von uns holten ihnen Töpfe aus der Küche, die zu schwer waren, als dass sie sie selbst in ihren Block 15 hätten tragen können.

Diese außergewöhnliche und äußerst schnelle Solidarität hatte ohne Zweifel dazu beigetragen, Menschenleben zu retten. Der Arzt André Ragot, einer der Überlebenden dieses grauenhaften Außenlagers von Cochem, hat in seinem Buch ‚N.N.‘ später beschrieben, wie er die Solidarität wertgeschätzt hat:

‚Die Franzosen, (...) angeführt von Roger Linet (...), organisieren Solidarität, was manchen eine zusätzliche Scheibe Brot täglich während einer Woche einbringt. Wunderbarer Obolus von Menschen, die nicht genug für sich selbst haben und die dennoch von ihrer mageren Portion für die, die man ‚die Schwachen‘ nennt, etwas abzweigen. Nur im extremen Unglück zeigen die Menschen, was sie wirklich wert

sind und je nachdem scheinen sie in einer herzlosen Hässlichkeit oder in einer unvergleichlichen Schönheit.

Als ich später als Arzt verwendet wurde, konnte ich feststellen, dass die Bildung kaum eine Rolle unter Menschen spielt, die wilde Tiere geworden waren und dass selbst Rechtsanwälte, Landräte, Ärzte sich aufs Schändlichste verhielten, während bescheidenere Menschen es schafften, aufrecht und würdig zu bleiben.'

In einer Anmerkung zu diesem Text findet sich noch der Hinweis der drei Autoren, dass sich zwei ehemalige Häftlinge des KZ-Außenlagers Cochem (Claude Huard und der Priester André Bidaux) in der Nachkriegszeit dafür eingesetzt hätten, eine Gedenktafel für die KZ-Häftlinge in Cochem anzubringen. Der Bürgermeister habe dies aber abgelehnt. Hintergrund dieser Episode ist, dass in der Tat der französische Priester André Bidaux 1968 in Treis war und am 16. März 1968 in der Pfarrkirche in Treis zum Gedenken an die Toten des KZ-Außenlagers Cochem eine Messe zelebrierte.

(8)

Mit der Rückkehr der NN-Häftlinge in das Stammlager des KZ Natzweiler-Struthof, über die das letzte Mal berichtet wurde, war das KZ-Außenlager Cochem mit seinen beiden Teillagern in Bruttig und Treis weitgehend entleert. Es waren noch mehrere vor allem deutsche Häftlinge, die Funktionsaufgaben hatten, dort und auch einige polnische und russische Gefangene, insgesamt wohl 50 bis 70 Häftlinge. Damit fehlte das Gros der Arbeitssklaven, die den Tunnel für die Zündkerzenproduktion der Robert Bosch AG herrichten sollten.

Das Loch, das die NN-Häftlinge rissen, wurde dann gewissermaßen Zug um Zug durch andere Gefangene gestopft. Das geschah durch 700 Häftlinge, fast ausschließlich Polen und Russen, aus dem Konzentrationslager Lublin-Majdanek in Ostpolen. Die Gefangenen kamen am Karfreitag 1944, dem 7. April, auf dem Bahnhof in Cochem an. Das war derselbe Tag, an dem die NN-Häftlinge von dort weggeschafft worden waren, und es war auch derselbe Zug, mit dem sie Cochem verlassen hatten. Deshalb wissen wir auch – von den französischen NN-Häftlingen –, in welchen Wagen die Gefangenen aus Ostpolen, dem damaligen „Generalgouvernement“, an die Mittelmosel kamen. Das waren Güterwagen, Viehwaggons. Die Waggons waren mit Stacheldraht in drei Teile geteilt, die Mitte war den Wachen der SS vorbehalten. Die etwa 60 Häftlinge in jedem Waggon drängten sich an den Seiten, etwa 30 an jeder Seite. Das Stroh war nur ein Staubgemisch mit Exkrementen. Die Häftlinge kamen – wie Dr. André Ragot berichtete - wie „wahre Geister“ an. Viele von ihnen hatten nicht einmal Schuhe. Damit sie überhaupt etwas an den Füßen hatten, mussten die NN-Häftlinge ihre Holländer-Holzschuhe ausziehen und den Neuen überlassen. Später beklagten sie sich bitter, ohne Schuhe nach Natzweiler gekommen zu sein – wie muss es erst den Polen und Russen in Majdanek ergangen sein, die barfuß oder nur mit Lumpen an den Füßen im ostpolnischen Winter hatten arbeiten und überleben müssen.

Über diese neuen Häftlinge in Cochem ist nur wenig bekannt, da von ihnen – anders als von den westlichen NN-Häftlingen – nur ganz wenige Selbstzeugnisse existieren. Ein gewisses Bild von ihrem Verfolgungsschicksal im Allgemeinen kann man sich aber schon aufgrund einiger Dokumenten machen, die es über das Lager Majdanek und seine Häftlinge sowie über die Lagergeschichte seit einigen Jahren gibt.

Alle in Cochem am 7. April 1944 angekommenen Häftlinge waren an Palmsonntag 1944, dem 2. April, mit dem Zug aus dem Konzentrationslager Lublin-Majdanek losgeschickt worden. Das war einer der sog. Evakuierungstransporte. Mit insgesamt 10 Transporten verschleppte die SS ab dem 1. April 1944 etwa 12.000 Gefangene aus Lublin-Majdanek in andere Konzentrationslager.

Das hier bei uns wenig bekannte Lager Lublin-Majdanek war ein recht spät eingerichtetes Lager im ostpolnischen Distrikt Lublin und hatte in der kurzen Zeit seines Bestehens eine sehr wechselvolle Geschichte. Der polnische Historiker Tomasz Kranz bezeichnet es sehr treffend als ein „multifunktionales Provisorium ohne eindeutige Bestimmung und klare Zielsetzung“.

Nach dem Überfall Hitler-Deutschlands auf die Republik Polen am 1. September 1939 und der schnellen Besetzung des Landes gliederte Hitler den westlichen Teil des polnischen Staatsgebiets in das Deutsche Reich ein. Der Rest – mit den Städten Warschau, Radom, Krakau und Lublin einschließlich deren Umland – wurde das „Generalgouvernement“. Der Distrikt Lublin war zunächst der östlichste Bezirk. Später kam noch Ostgalizien als Distrikt Galizien mit der Hauptstadt Lemberg hinzu.

Die nationalsozialistische Besatzungspolitik in Polen sah die Vernichtung der polnischen Nation vor. In Hitlers Plänen für einen „germanischen Lebensraum im Osten“ war Polen ein Hindernis, das weggeräumt werden müsse, um zusätzliches Siedlungsgebiet für Deutsche zu gewinnen. In einer Ansprache vor hohen Wehrmachtsoffizieren wenige Tage vor dem Angriff auf Polen, erklärte Hitler, er habe „seine Totenkopfverbände bereitgestellt mit dem Befehl, unbarmherzig und mitleidslos Mann, Weib und Kind polnischer Abstammung und Sprache in den Tod zu schicken. (...) Polen wird entvölkert und mit Deutschen besiedelt.“

Der Chef des Generalgouvernements, Generalgouverneur Dr. Hans Frank, machte sich zum Vollstrecker dieses Befehls zur NS-Umsiedlungs- und Germanisierungspolitik. Am 25. März 1941 erklärte er unmissverständlich: „Außerdem ist klar entschieden, dass das Generalgouvernement in Zukunft ein deutscher Lebensbereich sein wird.“

Vor diesem Hintergrund muss man das Lager Majdanek sehen, das am Stadtrand von Lublin und ca. 150 Kilometer südöstlich von Warschau errichtet wurde. Grundlage dafür war der Befehl Hitlers vom 17. Juli 1941 zur „polizeilichen Sicherung der neu besetzten Ostgebiete“. Drei Tage später besuchte der Reichsführer SS Heinrich Himmler Lublin und befahl die Errichtung eines KZ von 25.000 bis 50.000 Häftlingen zum Einsatz für Werkstätten und Bauten der SS und Polizei.

Doch nur zwei Monate später und unter dem Eindruck der ersten siegreichen Schlachten gegen die Sowjetunion („Unternehmen Barbarossa“) wurde der Baubefehl

für Lublin – und auch der für Auschwitz – geändert. Jetzt hieß es: „In Lublin und Auschwitz sind sofort am 1. Oktober Kriegsgefangenenlager mit einem Fassungsvermögen von je 50.000 Gefangenen (...) zu errichten.“

Bald änderten sich die Pläne ein weiteres Mal. Statt der sehr vielen Kriegsgefangenen wurden dorthin massenweise Zivilisten verschleppt. Majdanek wurde ein KZ- und Arbeitslager für politische Polen und Juden. Außerdem wurde es nach den großen Landgewinnen in der UdSSR eine Sammelstelle für die Landbevölkerung aus Polen und Russland. Dies war Teil des NS-„Generalplans Ost“. Danach sollten etwa 20 Millionen Polen „ausgesiedelt“ und auf den besetzten polnischen und sowjetischen Territorien deutsche Siedlungen errichtet werden. Die Region Lublin war vorgesehen als eine Art Brücke des Deutschtums zwischen den baltischen Ländern und dem rumänischen Siebenbürgen. Für diese „rassische Umstrukturierung“ sperrte die SS massenhaft die Landbevölkerung in das KZ und presste sie zur Zwangsarbeit.

Ins Fadenkreuz der Nazis und in das Lager Majdanek, das seit Februar 1943 offiziell als „Konzentrationslager der Waffen-SS Lublin“ bezeichnet wurde, kam die Landbevölkerung auch aus anderen Gründen: etwa wegen der Nichterfüllung des Ablieferungssolls, wegen der tatsächlichen oder vermeintlichen Hilfeleistung für Opfer des deutschen Terrors oder wegen der Partisanenaktionen.

So wurden Bauern, die willkürlich festgesetzte Kontingente ihrer Ernte nicht an die deutschen Besatzer ablieferten, deswegen bestraft, auch mit KZ-Haft. Der Gouverneur des Distrikts von Lublin etwa drohte in einem Befehl vom 27. August 1942 bei Nichtablieferung von Bodenfrüchten „mit Beschlagnahme sämtlicher Kontingente ohne Schadensersatz, mit Einlieferung ins Arbeitslager Lublin, mit Enteignung und bei schweren Fällen mit Todesstrafe“.

In das KZ Majdanek konnte man auch als Geisel eingewiesen werden. Zu solchen kollektiven Bestrafungen kam es, wenn die deutschen Besatzer die für Partisanenaktionen Verantwortlichen nicht ermitteln konnten, wenn durch Sabotage Wirtschafts- oder Verwaltungsgebäude zerstört wurden oder wenn sowjetischen Kriegsgefangenen oder anderen Verfolgten Hilfe geleistet worden war. Die Zahl der daraufhin festgenommenen Geiseln war willkürlich und hing vom Charakter der jeweiligen Aktion ab.

1943 wurde Majdanek zu einem Vernichtungslager ausgebaut und zusammen mit Auschwitz zum Zentrum der Ermordung der Juden Europas. Die Massenmorde fanden in Gaskammern und mit Erschießungen statt. Allein am 3. November 1943, auf dem Höhepunkt der „Aktion Erntefest“, erschossen die deutschen Besatzer ca. 18.000 Juden. Im Winter 1943/44 war Majdanek Mordstätte für kranke Häftlinge aus anderen Konzentrationslagern und Opfer der „Todestransporte“, die meisten waren polnische Zivilisten.

Wer diese Massenverbrechen der SS – die Forschung geht von 170.000 bis 250.000 Toten in Majdanek aus - überlebt hatte, geriet dann in die Evakuierungstransporte. Mit der rasch vorrückenden russischen Front nahm Anfang 1944 die Unruhe immer mehr zu. Eine Auflösung des Lagers war höchstwahrscheinlich - aber die Häftlinge

wussten nicht, wie sie erfolgen würde: durch ihre „Liquidation“ wie bei der „Aktion Erntefest“ einige Monate zuvor oder aber durch ihre Verlegung in westlich gelegene Konzentrationslager. Die Gefühle schwankten zwischen der Hoffnung auf Befreiung durch die Rote Armee und die Partisanenverbände einerseits und der Angst vor der Vernichtung durch das SS-Wachpersonal andererseits.

Am 19. März 1944 wurde offiziell die Evakuierung des Lagers angeordnet. Die eigentliche Räumung begann am 1. April 1944 mit dem Abtransport von mehreren hundert Kindern und einem Transport von 2.000 Männern und Frauen nach Auschwitz.

An Palmsonntag, dem 2. April 1944, gingen dann 1.200 Häftlinge aus dem KZ Majdanek auf Transport. 700 Männer wurden in das KZ Natzweiler und 500 in das KZ Bergen-Belsen (bei Hannover) verschickt. Die dafür vorgesehenen Häftlinge steckte man im letzten Augenblick in gestreifte Häftlingskluft und verteilte Holzschuhe. Lebensmittel und ähnliches nahm man ihnen weg. Zum Schluss wurden sie noch einmal durchsucht („gefilit“). Dann verließen die Häftlinge gruppenweise, von Aufsehern und Hunden begleitet, Majdanek.

Die für das KZ Natzweiler vorgesehenen 700 Häftlinge waren in einer Liste vom 6. April 1944 aufgeführt. Für sie hatte die Leitung des KZ Majdanek festgelegt, dass jeder dort Geführte als Lebender zu gelten habe, auch wenn er schon tot sei. Die Toten seien mit zu verladen, dann würden sie als unterwegs Gestorbene angesehen. Wie es in einem Bericht weiter heißt, wurden die Häftlinge - diese „Menschengerippe“ - in mehreren Schichten wie Säcke auf die Wagen verladen. Über 80 Leichen packte man, von der SS streng bewacht, so mit den Lebenden und als Lebende in die Viehwaggons. Dann wurden die Waggons verplombt und mit der Aufschrift „Munition“ beschriftet.

Die Fahrt ging ins Ungewisse. Ein unbekannter Häftling, der wenige Tage später einem anderen Transport angehörte, drückte die Gefühle so aus:

„Hier in Majdanek, fühlten wir uns – wenn auch im Lager – gewissermaßen unter Euch. Nicht nur Euer konkretes Denken an uns, nicht nur die ständige Verbindung mit Euch und Eure weitgehende materielle Unterstützung hießen uns so denken, sondern der ständige Blick auf die Häuser von Lublin erinnerte uns immer daran, dass hier in der Nähe, um uns herum, die Unsrigen sind, dass in den Wäldern die Unsrigen sind, die uns wirklich nicht vergessen.“

(9)

In der letzten Folge dieser Reihe über das „kleine KZ in der Nachbarschaft“ ging es um den Transport polnischer und russischer Häftlinge aus dem Konzentrationslager Majdanek. Sie waren am Karfreitag 1944, dem 7. April, nach Cochem gekommen.

Für diesen Transport wurden die Häftlinge im KZ Majdanek „neu eingekleidet“ und dann in Viehwaggons abtransportiert. Die Fahrt ins Elsass dauerte einige Tage. Wie wir aus einem Bericht des ehemaligen polnischen KZ-Häftlings Edward Szlachetka, der diesen Transport mitmachen musste, wissen, ging es zunächst zum Bahnhof

Rothau, der Bahnstation für das Konzentrationslager Natzweiler. Hier wurde nach der Darstellung des Zeitzeugen der größte Teil ausgeladen. Er selbst und andere Häftlinge blieben in den Waggons. Darin wurden sie registriert und erhielten ihre neuen Häftlingsnummern, diesmal von der Leitung des KZ Natzweiler und durchgehend mit den Häftlingsnummern 10.256 bis 10.955.

Dann folgte eine längere Fahrt ins Ungewisse, durch viele Tunnel. Wie die Häftlinge sehen konnten, passierten sie den Bahnhof des lothringischen Metz und fuhren weiter nach Norden. Am späten Abend desselben Tages, also am Karfreitag 1944, erreichten sie ihr Ziel – einen ihnen unbekanntem kleinen Bahnhof. Wie sie später erfuhren, war das der Bahnhof von Cochem.

Die meisten Häftlinge waren Polen, 466 Gefangene, das waren fast 60 Prozent des Transports. Die zweite starke Gruppe bildeten die Russen mit 270, fast 40 Prozent aller Verschleppten. Alle polnischen Häftlinge und die meisten russischen gehörten zur Kategorie „AZA“, das bedeutete „Ausländische Zivilarbeiter“, eine von den Nazis gebräuchliche Bezeichnung für (ausländische) Zwangsarbeiter. Einige Russen waren auch Kriegsgefangene.

Beides waren Gruppen von KZ-Häftlingen, die man aus der Geschichte der Konzentrationslager landläufig so nicht kennt. Um dies besser zu verstehen und die anderen Häftlinge des KZ-Außenlagers Cochem in die Häftlingsgesellschaft einordnen zu können, soll hier auf die Häftlingskategorien näher eingegangen werden.

Die Kennzeichnung der KZ-Häftlinge ging zurück auf die Zeit des Aufbaus des KZ-Systems und wurde erstmals wohl im KZ Buchenwald im Jahr 1937 eingeführt. Sie gab die damals von der SS vorgenommene Klassifizierung der Häftlinge wieder und lässt – im Vergleich zur späteren Zeit – die Entwicklung des Systems der Konzentrationslager von 1933 bis 1944 erkennen – wobei das KZ-Außenlager Cochem mit seiner Einrichtung und mit seiner „Häftlingsgesellschaft“ am Ende dieser Entwicklung stand.

Die ersten Häftlinge der Konzentrationslager waren politische Gegner der Nationalsozialisten aus der „Kampfzeit“ und der Zeit der Machtübernahme im Jahr 1933. Das waren vor allem Kommunisten, aber auch Sozialdemokraten, Gewerkschafter und bürgerliche Oppositionelle. Diese politischen Gegner erhielten bei der späteren Kennzeichnung der einzelnen Gruppen den „roten Winkel“.

Als bald – nach der Ermordung, nach Zuchthaus- und Gefängnishaft, nach Flucht und Emigration, nach der Resignation und auch der Entlassung der politischen Gegner hatte die Zahl der KZ-Häftlinge deutlich abgenommen. Waren nach den eigenen Angaben der Nazis Ende Juli 1933 im gesamten Deutschen Reich 26.789 Personen in „Schutzhaft“, so waren es im Frühjahr 1935 „nur“ noch etwa 3.000.

Danach richtete man das KZ-System neu aus und erweiterte die Perspektive der „Gegnerbekämpfung“. Dem NS-Rassenwahn folgend, bekämpfte man jetzt Gegner der „Volksgemeinschaft“. Das waren Menschen, die in der Sprache der Nazis „die gesunde Substanz“ des deutschen Volkes schädigten. In die Konzentrationslager kamen nun verstärkt von den Nazis so genannte „Berufsverbrecher“,

„Gewohnheitsverbrecher“ und „Asoziale“. Kriminell gewordene Menschen und „Arbeitsscheue“ wurden weggesperrt. Die ersteren erhielten als „Befristet Vorbeugehäftlinge“ (NS-Jargon: „Berufsverbrecher“ – BVer) den „grünen Winkel“ und die letzteren als „Asoziale“ den „schwarzen“. Auch andere Gruppen kamen jetzt verstärkt in die Konzentrationslager: die Zeugen Jehovas („Ernste Bibelforscher“), die den „lila Winkel“ tragen mussten und die Homosexuellen mit dem „rosa Winkel“.

Etwa zeitgleich mit den Veränderungen bei den Häftlingen wandelte sich auch die Bedeutung der Häftlingsarbeit. Gab es in den frühen Konzentrationslagern für die Häftlinge keine Beschäftigung oder Arbeit – oder höchstens sinnlose, um sie zu schikanieren und zu demoralisieren -, so änderte sich das um etwa 1938. Neue Konzentrationslager wurden an Steinbrüchen (wie Natzweiler oder Mauthausen) oder zur Ziegelproduktion (wie Sachsenhausen und Neuengamme) errichtet. Dort mussten die Häftlinge dann innerhalb der Konzentrationslager oder in deren Nähe in SS-eigenen Betrieben Zwangsarbeit leisten.

Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, also im Sommer 1939, sah die Situation so aus: Die bestehenden Lager waren mit etwa 21.000 KZ-Häftlingen stark ausgelastet, die Gefangenen wurden einheitlich von SS-Totenkopfverbänden streng bewacht und mussten vielfach harte, schwere Arbeit leisten..

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges kamen viele neue Häftlinge in die Konzentrationslager. Das waren vor allem Menschen aus den von Hitler-Deutschland besetzten Ländern. Nach dem „Anschluss“ Österreichs, dessen Bevölkerung noch als „Reichsdeutsche“ galt, waren das Tschechen, dann Polen, Westeuropäer und nach dem „Vernichtungskrieg“ gegen die UdSSR („Unternehmen Barbarossa“) vor allem Russen. Die nichtdeutschen Häftlinge waren bald in der Mehrzahl. Gegen Ende des Krieges betrug ihr Anteil mehr als 90 Prozent. Die „Reichsdeutschen“ bildeten eine sehr kleine, innerhalb der Konzentrationslager aber einflussreiche Minderheit.

Mit dieser Entwicklung ging die Einrichtung neuer Konzentrationslager einher. Beispiele dafür sind etwa Natzweiler im Elsass, Auschwitz an der Grenze zwischen dem von Hitler-Deutschland annektierten Teil Polens und dem „Generalgouvernement“ und Majdanek im „Generalgouvernement“ – alles Lager, die außerhalb des früheren Deutschen Reiches, des sog. „Altreiches“, eingerichtet wurden.

Einen weiteren Wandel brachte der Zweite Weltkrieg bei der Häftlingsarbeit. Diese wurde noch härter, so dass auch die Todeszahlen deutlich anstiegen. Zudem errichteten Privatfirmen auf dem Gelände von Konzentrationslagern Produktionsstätten (wie etwa das Siemenslager Ravensbrück beim Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück) oder es wurde ein eigenes KZ zur Produktion für Privatfirmen errichtet (wie Auschwitz-Monowitz, „Auschwitz III“, das Buna-Werk der I.G. Farben). Dabei entstanden auch Außenlager von Konzentrationslagern. Gegen Ende des Krieges gab es wohl an die 1.000 solcher KZ-Außenlager im gesamten Deutschen Reich und in den von ihm besetzten Gebieten.

In der letzten Kriegsphase wurden diese Außenlager, die ausschließlich der Rüstungs- produktion vor allem privater Firmen dienten, dann noch unter die Erde in

Höhlen und Tunnel verlagert, um sie so vor den Bombenangriffen der Amerikaner und Briten zu schützen.

Am Ende des hier skizzierten Systems der Konzentrationslager standen KZ-Außenlager an oder in Tunnel – wie das KZ-Außenlager Cochem mit seinen beiden Teillagern Bruttig und Treis. Denn im Tunnel zwischen Bruttig und Treis sollte, wie wir inzwischen wissen, eine von alliierten Luftangriffen geschützte Rüstungsproduktion von Zündkerzen entstehen. Verantwortlich dafür war eine private Firma, die Tochterfirma WIDU der Robert Bosch AG. Die Tunnelanlage sollte von KZ-Häftlingen, die ganz überwiegend „zivile“ Polen und Russen sowie einige russische Kriegsgefangene waren, für diesen Zweck hergerichtet werden.

Diese polnischen und russischen KZ-Häftlinge gehörten nun – und das führt uns zu den Ausgangsüberlegungen zurück - nicht zu einer der bekannten Häftlingsgruppen. Sie waren – im engeren Sinne – keine politischen Gegner des Nationalsozialismus und auch keine „Gegner“ der (deutschen) „Volksgemeinschaft“. Gekennzeichnet wurden sie auch nicht durch den Grund bzw. Anlass für ihre Einweisung (politischer Gegner, Bibelforscher, „Berufsverbrecher“, „Asozialer“), sondern von ihrer Funktion her als „Arbeiter“, als AZA, „ausländischer Zivilarbeiter“, mit der Betonung auf „Arbeiter“.

Die allermeisten von ihnen hatten der polnischen und auch russischen Landbevölkerung angehört, die die deutschen Besatzer im Rahmen ihrer „Umvolkungs“- und Repressionspolitik vor allem mit Razzien festgesetzt und in Konzentrationslager im Osten verschleppt und dann zur Arbeit im „Altreich“ gezwungen hatten. Ihre Bestimmung war Sklavenarbeit – ebenso wie die der russischen Kriegsgefangenen. Diese Arbeit erfolgte aber – und das war der Unterschied zur millionenfachen Zwangsarbeit der „Fremdarbeiter“ – in und unter Bedingungen von Konzentrationslagern.

Mit dem Transport an Karfreitag aus dem Konzentrationslager Majdanek verdoppelte sich in etwa die Zahl der KZ-Häftlinge. Denn mit dem 1. Transport aus Natzweiler vom 10. März waren 300 und mit dem 2. Transport vom 22. März waren noch einmal 106 Gefangene ebenfalls aus Natzweiler nach Cochem gekommen. So genau lässt sich das allerdings nicht festlegen. Zwar wissen wir, dass mit dem Rücktransport vom 7. April 1944 319 NN-Häftlinge Cochem wieder verließen. Indessen ist nicht bekannt, wie viele von diesen ersten Häftlingen dann doch in Cochem blieben. Eine gewisse Unsicherheit ergibt sich auch hinsichtlich der Todesfälle in dieser Zeit. Zudem muss man berücksichtigen, dass es bereits am 20. März 1944 den 1. Rücktransport von Cochem nach Natzweiler mit fünf Häftlingen gab.

Diesem großen Transport vom 7. April 1944 aus dem KZ Majdanek folgte vier Wochen später ein weiterer noch größerer Transport vom 3. Mai 1944 mit 850 Häftlingen aus dem Konzentrationslager Auschwitz. Das war kein „Evakuierungstransport“ aus Auschwitz - dieses KZ lag ja deutlich weiter im Westen als Lublin.

Ausweislich einer Zugangsliste datiert vom 3. Mai 1944 waren diese Häftlinge von der Verwaltung des KZ Natzweiler mit den Nummern 15.429 bis 16.278 registriert. Die

Zusammensetzung des Transports entsprach der aus Majdanek. Er bestand aus 617 Polen (ca. 73 Prozent) und 225 Russen (ca. 26 Prozent) sowie einigen wenigen anderen. Bei den Polen und Russen gab es aber nicht einmal mehr eine Kennzeichnung nach „AZA“ und Kriegsgefangenen wie im Transport aus Lublin. Sie alle wurden nur noch durch ihre Nationalität erfasst. An der zuvor beschriebenen Häftlingsstruktur, wie sie sich aus dem Transport aus Majdanek vier Wochen zuvor ergeben hatte, änderte sich dadurch aber nichts.

Über diesen größten Transport nach Cochem gibt es bis auf die umfangreiche Transportliste keine weiteren Informationen.

(10)

In den beiden letzten Folgen dieser Reihe wurde über die großen Transporte vom 7. April und vom 3. Mai 1944 in das KZ-Außenlager Cochem berichtet. Mit diesen kamen insgesamt 1.550 KZ-Häftlinge - fast ausschließlich polnischer und russischer Staatsangehörigkeit - an die Mosel. Sie bildeten mit den dort verbliebenen Gefangenen, deren Zahl man auf 30 bis 50 schätzen kann, eine recht konstante Häftlingsgesellschaft von ca. 1.600 Personen.

Diese änderte sich bis zur Auflösung des Lagers zahlenmäßig im Ergebnis nicht wesentlich. Abgesehen von zahlreichen Einzeltransporten gab es nur noch vier größere Verlegungen. Ende Mai und Anfang Juni kam es zu zwei Wegtransporten von Cochem mit insgesamt ca. 100 Häftlingen und am 19. Juni zu einem Hintransport aus Natzweiler nach Cochem mit 210 Gefangenen, Das waren am 20. Juni 1944 dann 1.639 Häftlinge. Schließlich wurden am 12. Juli noch einmal 210 Gefangene von Cochem nach Natzweiler verlegt. Das ergab unter Berücksichtigung dieser Veränderungen am 24. Juli 1944 einen Bestand von 1.527 Personen. Auch die Häftlingsstruktur änderte sich nicht wesentlich. Unter den am 19. Juni 1944 hinzukommenden Gefangenen waren wiederum Polen und Russen, allerdings auch solche anderer Nationalität, wie etwa Italiener, und – die als solche ausdrücklich aufgeführt wurden – Elsässer und Lothringer.

In der letzten Folge wurde auch dargestellt, dass die Zusammensetzung dieser Häftlinge nicht unserem traditionellen Bild von KZ-Häftlingen entsprach. Die wenigsten von ihnen waren Deutsche und gehörten den politischen Häftlingen mit dem „roten Winkel“ an. Dies war dem länger dauernden Zweiten Weltkrieg und der Aufgabenstellung des KZ-Außenlagers Cochem geschuldet.

Im 5. Kriegsjahr wurden Gefangene nach Cochem mit einem ganz bestimmten Auftrag verschleppt. Sie sollten – wie schon erwähnt – den Tunnel zwischen Bruttig und Treis für die Produktion von Zündkerzen der Firma Bosch herrichten. Das war ein Projekt der Kriegswirtschaft, das von der SS geleitet und mit den Gefangenen ausgeführt wurde, damit alsdann das Privatunternehmen Bosch seine Produktion dort aufnehmen konnte.

Ein solches Projekt erforderte einen ganzen Stab von Mitarbeitern. Diese mussten das Projekt planen und dann realisieren. Dazu gehörte, das Material und die

Maschinen herbeizuschaffen, Baufirmen und Arbeitskräfte, gerade auch die KZ-Häftlinge, einzusetzen und zu kontrollieren.

Das Projekt hatte den Tarnnamen „Zeisig“ und war ein Vorhaben des „Jägerstabs“. Der „Jägerstab“ wurde vom Reichsluftfahrtministerium und vom Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion gegründet. Er hatte u.a. die Aufgabe, „ohne bürokratische Hemmungen durch unmittelbare Befehlsgebung“ die Flugzeugindustrie in bombensichere unterirdische Produktionsstätten zu verlagern. Hierfür wurden im gesamten Deutschen Reich 10 Vorhaben in Anlagen des Bergbaus und in Eisenbahn- und Straßentunnel als „Sofortmaßnahmen“ ausgewählt. Sie erhielten eine Kurzbezeichnung von A1 bis A10 und außerdem einen Decknamen. Für die Tunnel wurden Vogelnamen verwendet. Das ergab für das Projekt im Tunnel zwischen Bruttig und Treis die Kurzbezeichnung „A7“ und den Tarnnamen „Zeisig“

Betreut wurden diese Projekte von der SS. Zuständig für das Vorhaben an der Mosel war – neben drei weiteren – die Bau-Sonderinspektion III. Diese hatte für das jeweilige Vorhaben vor Ort einen SS-Führungsstab einzurichten. Für „Zeisig“ hatte dieser seinen Sitz in einem Hotel in Cochem und bestand aus 18 Personen.

Chef des SS-Führungsstabes war zunächst der SS-Obersturmführer O. Meyer. Über ihn ist sehr wenig bekannt. Meyer war auch nur bis Ende April 1944 in Cochem.

Nachfolger Meyers wurde der Hauptsturmführer der Waffen-SS Gerrit Oldeboershuis, genannt Oldenburg. Der 1895 in Schüttdorf, Kreis Bentheim geborene Oldeboershuis war nach seiner Maurerlehre Soldat im Ersten Weltkrieg. Obwohl er infolge einer Kriegs-Verletzung auf dem linken Auge blind war, wurde er noch Vize-Feldwebel und blieb bis 1920 in der Reichswehr. Anschließend heiratete er. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, von denen der Älteste im Zweiten Weltkrieg als Soldat in Russland fiel. Anschließend arbeitete Oldeboershuis weiter in seinem Beruf als Maurer und war Werkmeister bei der Stadt Lörrach. 1938 wurde er Bürgermeister von Haltingen, war zeitweise Soldat und auch bei der SS.

Im März 1943 berief man ihn zur Bau-Inspektion Reich-West nach Wiesbaden ein. Zunächst war er auf dem Truppenübungsplatz Ohrdruf eingesetzt, wo – auch mit KZ-Häftlingen – ein neues Führer-Hauptquartier aufgebaut wurde. Dann versetzte man ihn zur Bau-Sonderinspektion III und im April 1944 kommandierte man ihn als Chef des SS-Führungsstabes nach Cochem. Hier will er – so seine Verteidigung nach dem Krieg - nur technische Befugnisse gehabt haben. Seine Aufgabe sei ausschließlich die „Beschaffung des Materials, der Maschinen, der Unternehmer und die Anforderung von Arbeitskräften aus dem zuständigen Lager“ gewesen. Das war – wie später noch näher auszuführen sein wird – eine Schutzbehauptung, denn als Projektleiter war er für die Realisierung des Projekts insgesamt zuständig, und damit auch für den Einsatz und die Behandlung der „Arbeitskräfte“, also der KZ-Häftlinge, verantwortlich.

Stellvertreter Oldeboershuis' war der SS-Untersturmführer Karl Heinz Burkhardt. Der 1911 in Leipzig geborene Burkhardt war etwas später zum SS-Führungsstab in Cochem kommandiert und dann von seinem Vorgänger, einem gewissen SS-Obersturmführer(?) Knaust, eingearbeitet worden. Burkhardt blieb bis zu seiner Versetzung am 23. August 1944 im SS-Führungsstab in Cochem tätig.

Diesem Stab gehörten – wie schon früher erwähnt – insgesamt 18 Personen an. Das waren neben Oldeboershuis und Burkhardt noch Zivilangestellte, Luftwaffeningenieure, technische Offiziere und Mannschaften der Waffen-SS.

Die eigentliche Herrichtung der Tunnelanlage als Rüstungsbetrieb oblag einem zivilen Architekturbüro, dem Architekturbüro Heese in Berlin. Nach Angaben seines Chefs, des Architekten Klaus Heese, war ein Teil seines Büros Anfang 1944 zur Durchführung des Projekts „Zeisig“ nach Cochem dienstverpflichtet worden. Dazu gehörten etwa die Bau-Ing. Rehmagen und Einzig. Das Büro hatte die Aufgabe, gemeinsam mit der Firma Bosch das Vorhaben zu entwerfen, zu planen und durchzuführen. Dazu hatte das Architekturbüro auch die Bauaufträge an Privatfirmen der Region zu vergeben, mit ihnen abzurechnen und die Übereinstimmung der Bauarbeiten mit der Planung sicherzustellen.

Baufirmen waren vor allem die Firma Fix mit Sitz in Bad Neuenahr-Ahrweiler und die Kölner Firma Bauwens. Diese und andere Firmen setzten eigene Arbeiter ein, sie sorgten zudem für die Arbeitsabläufe bei den KZ-Häftlingen. An den Bauarbeiten beteiligt war auch der Bruttiger Bauunternehmer Karl Müntenich. Er war mit den beiden ihm verbliebenen Beschäftigten zu Arbeiten für den SS-Führungsstab dienstverpflichtet worden.

Die eigentlichen Arbeiten, vor allem die schweren im Tunnel, wurden von den KZ-Häftlingen erledigt. Für ihren Einsatz war der Chef des SS-Führungsstabs verantwortlich. Den Arbeitseinsatz der Häftlinge hatte der Lagerverwalter vorzunehmen und ihre Arbeitsleistung sicherzustellen und zu kontrollieren.

Zu Beginn des KZ-Außenlagers Cochem war der SS-Obersturmführer Rudolf Beer Lagerführer. Der 1911 in Friedland/Böhmen geborene Beer war von Beruf Lehrer. Nachdem er in der tschechischen Armee gedient und es bis zum Oberleutnant der Reserve gebracht hatte, trat er nach der Einverleibung des Sudetenlandes in das Deutsche Reich (aufgrund des Münchner Abkommens von September 1938) in die Allgemeine SS und dann in die Waffen-SS ein. Dann war er an verschiedenen Stellen eingesetzt, war im KZ Sachsenhausen, in Buchenwald, in Warschau, in Holland, in Krakau, dann wieder im KZ Sachsenhausen und auch in Auschwitz. Schließlich wurde er Lagerführer im KZ Ravensbrück. Von Ravensbrück nach Natzweiler beordert, kam er mit dem ersten Transport der 300 Häftlinge aus Natzweiler Mitte März 1944 an die Mosel.

Dort blieb Beer nur bis Mai 1944. Zuletzt arbeitete er seinen Nachfolger, den SS-Obersturmführer Walter Scheffe, ein. Nominell war Scheffe vom 15. Mai bis zum 9. Juli 1944 Lagerführer. Scheffe, Jahrgang 1908 und in Mundersbach/Kreis Altenkirchen geboren, hatte eine Kaufmannslehre und höhere Handelsschule absolviert und war in Versicherungsunternehmen tätig gewesen, zuletzt als Geschäftsführer. Als bald wurde er Mitglied der NSDAP und meldete sich 1940 zur SS. Nach einigen Jahren an der Front beorderte man ihn 1944 in die Heimat und zum Lagerführer im KZ-Außenlager Cochem.

Auf Scheffe folgte der SS-Untersturmführer Heinrich Wicker. Er blieb Lagerführer bis zur Auflösung des KZ-Außenlagers Cochem am 15./16. September 1944.

Von ihrer Funktion her mussten die Lagerführer für „Disziplin“ und Härte sorgen. Zudem war das für die weitere Karriere sehr förderlich. SS-Obersturmführer Scheffe etwa schaffte in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit im Lager die Beförderung zum SS-Hauptsturmführer. Einen Eindruck von diesen SS-Leuten vermittelt die Beschreibung, die nach dem Krieg ein Luftwaffensoldat vom letzten Lagerführer Wicker gab:

„Bei dem SS-Untersturmführer Wicker handelte es sich um einen jungen schneidigen Offizier, der mit äußerster Härte und Brutalität das Lager führte. Ich möchte ihn als ausgesprochenes Schwein bezeichnen, der nichts im Kopf hatte und nur durch seine Furcht und Brutalität und durch treue Ergebenheit dem damaligen Regime gegenüber etwas wurde. Ich habe hier den allgemeinen Eindruck der Wachmannschaft und der Bevölkerung aus dem Ort Bruttig wiedergegeben. Trotz dieses Werturteils über Wicker bin ich leider nicht in der Lage, Wicker konkret irgendeiner strafbaren Handlung zu beschuldigen. Man sprach damals viel über Wickers Brutalität und Grausamkeit, ohne jedoch Zeuge irgendeiner strafbaren Handlung von ihm gewesen zu sein.“

Für jedes Teillager in Bruttig und in Treis gab es noch einen (Teil-)Lagerführer. Näheres ist über diese nicht bekannt.

Die unmittelbare Bewachung der KZ-Häftlinge geschah durch ein Wachkommando. Das bestand aus ca. 30 Soldaten der Luftwaffe, die für diese Tätigkeit in die Waffen-SS überführt worden waren. Unter der Leitung eines wachhabenden Oberfeldwebels hatten sie die Aufgabe, die Lager Tag und Nacht zu bewachen. Auch mussten sie die Häftlinge zum Arbeitseinsatz im Tunnel und wieder zurück bringen. An den Eingängen übergaben sie diese der Aufsicht im Tunnel, verblieben dort und passten auf, dass keiner sich unerlaubt aus dem Tunnel entfernte. Nach der Arbeit ging es wieder ins Lager zurück. Ebenso bewachten sie Häftlinge, die zu dem einen oder anderen Arbeitskommando ausrückten. Zu der Wachmannschaft gehörte auch ein Kommando von SS-Leuten, die sog. Bluthunde mit sich führten. Dieses Kommando unterstand dem SS-Lagerführer. Ein bis zwei dieser SS-Leute gehörten zu Bewachung der Arbeitskommandos und gingen mit ihren Hunden stets am Ende der Kolonne.

(11)

Die letzte Folge dieser Reihe zum „kleinen KZ in der Nachbarschaft“ informierte über das „Personal“ des Projekts „Zeisig“ in Cochem. Dabei wurde deutlich, dass das KZ-Außenlager allein zu dem Zweck eingerichtet wurde, dieses Projekt zu realisieren. Das KZ-Außenlager war auch „nur“ ein Teil dieses Projektes war, dessen Aufgabe darin bestand, den Betrieb für die unterirdische Zündkerzenproduktion der Firma Bosch bzw. deren Tarnfirma WIDU bereitzustellen.

Die Organisation des KZ-Außenlagers Cochem

Diese Aufgabenstellung des KZ-Außenlagers hatte erhebliche Bedeutung für dessen Organisation und Betrieb. Damit unterschied es sich deutlich von einem Konzentrationslager, wie etwas Buchenwald, Dachau, Sachsenhausen oder auch

Natzweiler-Struthof. Alle diese Konzentrationslager waren wesentlich größer – in der Ausdehnung und in der Zahl der Häftlinge.

Auch hinsichtlich der Organisation unterschied sich das KZ-Außenlager Cochem von einem Konzentrationslager. Das betraf schon – der Aufgabenstellung folgend – die äußere Organisationsform. Denn es war nur ein Teil einer größeren Organisation und hatte dieser zu dienen. Wie die zivile Bauleitung und die zivilen Baufirmen gehörte es arbeitstechnisch zum SS-Führungsstab und dieser gab die Aufgaben auch für diese Teileinheiten jedenfalls im Grundsatz vor – wenn auch das Architekturbüro, die Verantwortlichen der Baufirmen und auch die Leitung des KZ-Außenlagers - jede Gruppe, Organisation für sich diese Aufgaben umsetzen musste.

Die Leitung des Außenlagers

Die Leitung des KZ-Außenlagers oblag dem Lagerleiter. Er hatte deutlich weniger Befugnisse als der Kommandant eines Konzentrationslagers. Ein KZ-Kommandant hatte die volle Befehlsgewalt über das Lager und die Wachmannschaften. Er war dem Inspekteur der Konzentrationslager unmittelbar verantwortlich. Ihm zur Seite stand sein Adjutant und der Kommandanturstab. Sie sorgten für die Weiterleitung und Durchführung der Kommandanturbefehle und den amtlichen Verkehr mit den jeweiligen Dienststellen.

Diese Einrichtung fehlte im KZ-Außenlager vollständig. Soweit nötig, wurden die Aufgaben vom Lagerführer wahrgenommen. Seine Position entsprach in etwa der des Schutzhaftlagerführers in einem Konzentrationslager, dem Verantwortlichen für das Lager der Häftlinge; der Lagerführer des Außenlagers war aber formell dem Schutzhaftlagerführer des Hauptlagers unterstellt. Der Lagerführer war der „Chef“, der mächtigste Mann des Lagers. Er war verantwortlich für das gesamte Geschehen im Häftlingslager, er diktierte die Lagerordnung und den Tagesablauf der Häftlinge. Ihm unterstanden weitere SS-Leute mit unterschiedlichen Funktionen. Das waren zumindest zwei Führer der beiden Lager Bruttig und Treis. In Bruttig waren das zurzeit des Lagerführers Scheffe zwei Unteroffiziere der Luftwaffe, in Bruttig der Oberschlesier Zeller und in Treis ein gewisser Steininger. Beide waren in ihren jeweiligen Teillagern auch für die Zählappelle u.a. zuständig, so dass sie im Außenlager auch die Aufgaben eines Rapportführers eines Konzentrationslagers erfüllten. Nicht geklärt ist auch, ob es neben den Führern der beiden Teillager auch Arbeitsdienstführer gab. Diese waren für die Einteilung der Häftlinge zur Arbeit zuständig – oder ob diese Funktion von den beiden Führern der Teillager Bruttig und Treis mit wahrgenommen wurden.

Des Weiteren gab es wohl Blockälteste, die für die Häftlingsunterkünfte verantwortlich waren. Das ist zumindest für Bruttig anzunehmen, denn dort gab es mehrere Häftlingsbaracken, während in Treis die Häftlinge wohl zentral untergebracht waren und sich deshalb Verantwortliche für mehrere Blocks erübrigten. Dies ist für das KZ-Außenlager Cochem noch nicht geklärt. Ungeklärt ist auch, ob es im Außenlager auch Kommandoführer gab. Das kann hier schon vermutet werden, weil es – wie noch darzustellen sein wird – mehrere auch fest eingerichtete Arbeitskommandos gab, wie etwa die Arbeitskommandos beim Bahnhof

in Cochem und in Karden. Allerdings dürften diese Funktionen des Kommandoführers dann – wie im Allgemeinen – von den Blockführern wahrgenommen worden sein. Zu den Arbeitskommandos gehörten auch – wie bereits berichtet – bis zu zwei SS-Leute, die mit ihren Hunden die Häftlinge bewachten und stets am Ende der Kolonne gingen.

Keine Gestapo im Außenlager

Wesentlich unterschied sich das Außenlager vom Konzentrationslager auch dadurch, dass es keine politische Abteilung hatte. Die Abteilung II war in den Konzentrationslagern die Zweigstelle der Geheimen Staatspolizei (Gestapo). Sie stand unter der Leitung eines Gestapo-Beamten, der nicht der SS angehören musste. Diese registrierte die Neuzugänge des Konzentrationslagers, war für die Führung der Häftlingsakten verantwortlich, wickelte den gesamten Akten- und Schriftverkehr mit den Gestapostellen ab und führte im Allgemeinen Vernehmungen der Häftlinge durch. Auch löste sie bei Fluchten die Fahndung aus und leitete eine Bestrafung ein. Eine gesonderte Teileinheit dieser Abteilung II erfasste alle Sterbefälle. Eine solche wichtige Abteilung fehlte im Außenlager – aber ihren Funktionen wurden sehr wohl von anderen Organisationen wahrgenommen. Das war bei der Verlegung/Einlieferung der Häftlinge in das Außenlager die politische Abteilung des Hauptlagers, also hier die Abteilung II des KZ Natzweiler. Sie führte auch die Häftlingsakten und erledigte den Akten- und Schriftverkehr mit den Gestapostellen. Zuständig für die laufende Kontrolle der Häftlinge, deren Vernehmungen, bei der Fahndung nach Flüchtigen und der Einleitung der wiederaufgegriffenen Häftlinge war die Gestapo Koblenz. Dort war für diese Aufgaben die Abteilung III unter Leitung des Kriminalkommissars Wörsdörfer zuständig. Darauf wird noch im Zusammenhang mit der Fahndung nach Flüchtigen und der Bestrafung der Wiederaufgegriffenen zu berichten sein.

Als selbständige Abteilung fehlte bei dem Außenlager auch die Verwaltung, Abteilung IV eines Konzentrationslagers. In Konzentrationslagern unterstand sie einem Verwaltungsführer. Er hatte alle wirtschaftlichen Angelegenheiten des Lagers zu regeln, zuständig war er insbesondere für die Unterkunft und Verpflegung der Häftlinge. In der Abteilung Verwaltung gab es auch eine Stelle für das Rechnungswesen und für die sog. Häftlingseigentumsverwaltung (Effektenkammer), in der die persönliche Habe der Häftlinge verwahrt wurde. Im Außenlager wurden diese Aufgaben im Wesentlichen vom Hauptlager KZ Natzweiler wahrgenommen. Aber natürlich gab es Verantwortliche vor Ort für die Verpflegung und Unterkunft. „Küchenchef“ in Bruttig war ein zurzeit des Lagerführers Scheffe ein Obergefreiter der Luftwaffe und ein anderer war „Küchenchef“ in Treis.

Die Organisation des Außenlagers war also im Vergleich zu der eines Konzentrationslagers – undifferenzierter - entweder fehlten Teileinheiten ganz oder sie waren nur schwach besetzt. So war es auch mit der medizinischen Abteilung. Solche gab es in den Konzentrationslagern, allerdings darf man sich diese nicht als wirklich lebensrettend für die Häftlinge vorstellen. Ihre Tätigkeit beschränkte sich auf die schlichte Behandlung einfacher Krankheiten und hing entscheidend von dem

Einsatz der Häftlingsärzte für ihre kranken Mithäftlinge ab. Im Außenlager fehlte eine solche medizinische Abteilung. Sporadisch waren dort frei praktizierende Ärzte aus Cochem tätig. Deren Hauptaufgabe bestand aber darin, den Tod von Häftlingen festzustellen und die Sterbeurkunden auszustellen. Im kurativen Bereich gestattete man aber wenigstens in den ersten Wochen dem französischen Arzt Dr. André Ragot, in dem Teillager in Treis Mithäftlinge zu behandeln. Dazu standen ihm allerdings so gut wie keine Hilfsmittel zur Verfügung. Später kam der französische Arzt Dr. Paul Lagey ins KZ-Außenlager Cochem. Er war aus dem KZ Buchenwald Mitte Mai 1944 ins KZ Natzweiler und dann sogleich ins Außenlager überstellt worden, offenbar um die inzwischen dort ausgebrochene Typhusepidemie zu bekämpfen. Jedenfalls in dieser Zeit gab es dort auch ein Häftlingsrevier.

Die Bewachung des Lagers

Die Bewachung der KZ-Häftlinge geschah durch eine Wachmannschaft. In den Konzentrationslagern waren das SS-Totenkopf-Einheiten. Im KZ-Außenlager Cochem bestand die Wachmannschaft aus Soldaten der Luftwaffe. Diese unterstanden einem Oberfeldwebel der Luftwaffe – der als solche dann dem Lagerführer unterstand. Die Soldaten der Wachmannschaft hatten mit dem eigentlichen inneren Lagerbetrieb nichts zu tun. Ihnen oblag die äußere Bewachung des Lagers, z.B. mit dem Dienst auf den Wachtürmen und mit der Bewachung der Außenarbeitskommandos.

(12)

In den letzten beiden Folgen über das „kleine KZ in der Nachbarschaft“ wurde über das Rüstungsprojekt „Zeisig“ im Tunnel zwischen Bruttig und Treis berichtet sowie über die Bedeutung und die Organisation des KZ-Außenlagers Cochem hierfür. Dabei ging es um den Lagerführer und die ihm unterstellten SS-Leute, Einrichtungen im Lager wie die Verwaltung, die Küche, das Krankenrevier und um die Wachmannschaft.

Die „Häftlingsselbstverwaltung“

Die Darstellung, wie das KZ-Außenlager Cochem funktionierte, wäre aber unvollständig, wenn man nicht auch auf die „Häftlingsselbstverwaltung“ zu sprechen käme. Mit diesem – wie bei den Nazis so häufigen – euphemistischen Ausdruck bezeichnete man in Konzentrationslagern und auch in Außenlagern die Beteiligung von Häftlingen am Unterdrückungsapparat der SS. Es leuchtet wohl ein, dass die kleine Gruppe der SS-Leute im Lager, deren – geringe - Zahl bis jetzt aber nicht exakt bestimmt werden kann, und die ca. 30 Mann Wachmannschaft, die für die Überwachung des Lagers von außen und die Beaufsichtigung der Arbeitskommandos zuständig waren, nicht die durchschnittlich 1.500 KZ-Häftlinge penibel kontrollieren, in Schach halten und zur Arbeit antreiben konnten. Sicherlich wurden die Gefangenen bei der Arbeit von den Mitarbeitern der Baufirmen „beaufsichtigt“. Aber das reichte bei weitem nicht aus. Die Häftlinge mussten – um den verlangten Arbeitserfolg zu erbringen – auch von weiteren Personen angetrieben und schikaniert werden. Zudem galt es, die „Zucht und Ordnung“ im Lager und in den Baracken sicherzustellen. Für die SS war es außerdem hilfreich, von Zuträgern über Häftlinge

informiert zu werden, gleichsam das Ohr an den Arbeitsstellen und Baracken zu haben. Schließlich benötigte man für Hilfsleistungen in der Verwaltung Häftlingsschreiber und Personal in der Küche und im Krankenrevier.

All diese Funktionen wurden von bestimmten, von den führenden SS-Leuten ausgewählten Häftlingen wahrgenommen. Sie hießen dementsprechend auch Funktionshäftlinge und sie bildeten das, was die Nazis „Häftlingsselbstverwaltung“ nannten.

Der Lagerälteste und seine Helfer

An der Spitze der „Häftlingsselbstverwaltung“ im KZ-Außenlager Cochem stand - wie auch in Konzentrationslagern – der Lagerälteste, bisweilen auch als Oberkapo bezeichnet. Vom Lagerführer ernannt, war das von Anfang an der Reichsdeutsche Kurt Leske, bis dieser Ende Juli/August 1944 ins Hauptlager KZ Natzweiler rücktransportiert wurde. Leske war der verantwortliche Vertreter der Häftlingsgesamtheit gegenüber der SS-Lagerführung. An ihn konnte sich jeder wenden, wenn etwas durchgeführt werden sollte. Leske war im Teillager Treis untergebracht. Eine solche alleinige Spitze reichte aber für das Außenlager Cochem mit den beiden Teillagern Bruttig und Treis offensichtlich nicht aus. Vielmehr gab es für jedes Teillager - das in Treis und das in Bruttig – einen dem Lagerältesten Leske unterstellten Lagerkapo. Dr. Ragot nennt in seinen Erinnerungen einen gewissen Zauer (gemeint ist offensichtlich der Reichsdeutsche Eugen Saur) als Kapo des Teillagers Treis. Dabei meint „Kapo“ wohl „Kameradenpolizei“ oder auch Vorarbeiter. Diese teilten die Arbeit für die Mithäftlinge ein, ohne selbst mitarbeiten zu müssen. Sie hatten erhebliche Privilegien gegenüber den „normalen“ Häftlingen. Für das KZ-Außenlager Cochem wird man den Begriff wohl so zu verstehen haben, dass Saur als Kapo des Teillagers Treis Vertreter des Lagerältesten Leske war. Außerdem musste es dann noch einen Kapo für das Teillager Bruttig geben. Über ihn ist bisher nichts bekannt.

Ob und welche Funktionen weitere Häftlinge in den beiden Teillagern Treis und Bruttig hatten, kann zum gegenwärtigen Forschungsstand nicht sicher festgestellt werden. Naheliegend ist, dass – wenn es in Bruttig für die verschiedenen Häftlingsbaracken dort einen oder mehrere Blockführer von der SS gab – für diese Blocks aus der Gruppe der Häftlinge auch Blockälteste ausgewählt wurden. Diese waren dann für die Ordnung und Sauberkeit in den Blocks verantwortlich – und dem Lagerkapo von Bruttig unterstellt.

Sehr schwierig ist es, weitere Funktionshäftlinge mit ihren Namen und erst recht mit ihren Funktionen festzustellen. Darüber gibt es keine Dokumente. Informationen dazu erhält man lediglich aus den Erinnerungen von Häftlingen; diese sind aber selten und dazu nicht ergiebig. Noch am ehesten ergibt sich etwas aus den Aufzeichnungen der französischen NN-Häftlinge, die zu Beginn des Lagers in Cochem waren. Einer von ihnen, der französische Arzt Dr. Ragot, nennt noch zwei weitere Namen: „Harry“ und „Fritz“. Da sich die Häftlinge untereinander nicht vorgestellt hatten – schon gar nicht mit ihrem vollen Namen und weiteren Angaben -, muss man ihre Identität rekonstruieren. Gemeint sind damit sehr wahrscheinlich die

Reichsdeutschen Heinrich Gräper und Friedrich Ehscheid. Sie und die allermeisten Funktionshäftlinge waren Reichdeutsche, die im allgemeinen schon längere Zeit in Konzentrationslagern waren und Erfahrung mit dieser „Einrichtung“ und dem Überleben darin hatten.

Der Lagerälteste Kurt Leske

Damit man sich ein gewisses Bild von diesen privilegierten Häftlingen machen kann, soll hier die Biografie des Lagerältesten Kurt Leske kurz dargestellt werden.

Der 1911 in Altdamm bei Stettin (heute ein Stadtteil des polnischen Stettin) geborene Leske war nach dem Besuch der Volksschule bei verschiedenen Firmen beschäftigt. Im Jahr 1939 wurde er zu Arbeiten für den Westwall dienstverpflichtet und in einem Arbeitslager in Waldrach bei Trier untergebracht. Als er die Arbeitsleistung, wie sie die Lagerleitung von ihm erwartete, nicht erbrachte, wurde er am 22. Oktober 1939 von der Gestapo Trier wegen Arbeitsverweigerung und -sabotage verhaftet. Nach vier Wochen Gestapohaft in Trier verschleppte man ihn über das Gefängnis in Köln-Klingelpütz und das Polizeigefängnis am Alexanderplatz in Berlin in das KZ Sachsenhausen bei Berlin. Nach einigen Monaten kam Leske in das KZ Flossenbürg in der Oberpfalz. Als er dort arbeitsunfähig wurde, transportierte man ihn Ende Oktober 1942 in das KZ Dachau bei München. Ein dreiviertel Jahr später wurde er Häftling des KZ Natzweiler-Struthof und kam in das Nebenlager Heppenheim an der Bergstraße. Wegen einer Erkrankung verlegte man ihn einige Monate später in das Hauptlager Natzweiler.

Von dort aus ging Leske dann mit dem 1. Transport Mitte März 1944 in das KZ-Außenlager Cochem. Bereits von Natzweiler aus war er für diese Funktion vorgesehen. Diese nahm Leske auch wahr, bis er Ende Juli/August 1944 wegen der Verschiebung von Lebensmitteln als Lagerältester abberufen wurde. Nach dem Krieg behauptete Leske, der Rücktransport nach Natzweiler sei auch erfolgt, weil er Juden „zu gut“ behandelt habe. Das kann Leskes Verhalten im Außenlager wohl kaum in einem milderen Licht erscheinen lassen, gab es doch im KZ-Außenlager nach bisherigen Erkenntnissen überhaupt keine Juden. Fest steht jedenfalls, dass Leske nach Natzweiler „strafversetzt“ und dort schikaniert wurde, um dann eine Woche später und unter Degradierung zum Blockältesten in das KZ-Außenlager Leonberg bei Stuttgart geschickt zu werden.

Dr. Ragot gibt in seinen Erinnerungen kein günstiges Urteil über Leske ab. Wenn er ihn auch nur beiläufig an einigen Stellen erwähnt, so nennt er ihn – noch vergleichsweise harmlos – einen „fetten Elefanten“. Sein Verhalten bezeichnet er aber als „fürchterlich“ und ihn als einen „Mörder“ und ein „Monster“, für den eine „gut gefettete Schnur noch eine viel zu leichte Strafe gewesen wäre“.

Der Vorfall am 7. April 1944

Ausdrücklich erwähnt Ragot einen Vorfall am 7. April 1944, den die französischen NN-Häftlinge noch im Lager Cochem miterlebten, bevor sie in das Hauptlager Natzweiler rücktransportiert wurden. Sie sahen, wie zwei flüchtige Häftlinge, ein Russe und ein Pole, nach deren Wiederergreifen zu Tode kamen und daran der

Lagerälteste Leske und andere Kapos beteiligt waren. Bei Ragot heißt es dazu: „(Ein Russe und ein Pole), die sich am Morgen gerettet hatten, (wurden) wieder eingefangen und dann dermaßen verprügelt, dass die Handschellen, die zwei von ihnen zusammenhielten, zerbrachen. Dann, nachdem sie an den Füßen hochgehoben und ihre Hände hinter dem Körper zusammengefaltet waren, wurden sie in der dritten Etage der Hochbetten so stark gegen die Pfosten mit Stacheldraht gedrückt, dass sie innerhalb weniger Stunden starben. Das war das Werk von Lesquy (Kurt Leske), Harry (Heinrich Gräper), Zauer (Eugen Saur) und Fritz (Friedrich Ehlscheid).“

(13)

In der letzten Folge zum „kleinen KZ in der Nachbarschaft“ ging es um die „Funktionshäftlinge“, auch im KZ-Außenlager Cochem. Dazu hier noch eine Ergänzung. Denn sicherlich war irritierend, dass Häftlinge so schlecht über sie sprachen, schließlich waren es ja ebenfalls Gefangene wie sie auch. Es hat auch andere Funktionshäftlinge, Lagerälteste, Kapos gegeben, Häftlinge, die ihre privilegierte Stellung nicht nur zum eigenen Vorteil ausnutzten, sondern damit das Schicksal anderer milderten und Gutes taten. Das wissen wir bisweilen aus anderen Lagern. Ähnliches ist von Cochem bisher nicht bekannt.

Die Problematik der „Funktionshäftlinge“

Ein Grund dafür mag sein, dass das KZ-Außenlager Cochem klein und sehr „übersichtlich“ war. Hier konnte man nicht – wie in großen Konzentrationslagern – im Verborgenen und unbeaufsichtigt im Rahmen des Möglichen resistent sein, gegen die Interessen der SS handeln. Aus Konzentrationslagern wissen wir außerdem, dass solche „stillen Widerstand“ Leistenden oft politische Häftlinge waren. Solche „Politischen“ gab es indessen im KZ-Außenlager Cochem eigentlich nicht. Wenn auch etwa der Lagerälteste Kurt Leske den „roten Winkel“ der „Politischen“ trug, so war er doch kein bewusster politischer Gegner der Nazis, kein Kommunist, Sozialdemokrat, Gewerkschafter, von denen eher ein solches Gegenhandeln bekannt ist.

Wenn man nicht aus einer inneren Haltung heraus, als politischer Gegner der Nazis oder als „Humanist“, gegen das NS-Regime eingestellt war und es auch im Konzentrationslager irgendwie bekämpfen oder sich dagegen wehren wollte, dann wurde man bald zum Handlanger der SS. Ein Häftling eines anderen Lagers drückte das einmal so aus:

„Ein Kapo, das ist ein Mann, der einen anderen Menschen schlägt für eine Scheibe Brot mehr, für Suppe, für gute Kleidung, gute Schuhe. (...) Für das Überleben würde er seine Mutter schlagen. Ein Kapo, das ist ein Lump, ein Schuft – ein Knecht aus Angst, aus Furcht vor dem Tod. Ein Kapo, das ist ein Mensch, der Gewalt tut, um ein besseres Leben zu haben als die anderen, und das, koste es, was es wolle. (...). Das kann ein Leben kosten, das kann ein Stück Brot kosten, das ist ganz egal: Kapos, das sind die Knechte der SS im Lager.“

Himmler, der Reichsführer SS, stellte dieses perfide System in einer Rede vor Generalen 1944 einmal so dar: „Also einer ist der verantwortliche Aufseher (...) In dem Moment, wo er Kapo ist, schläft er nicht mehr bei denen. Er ist verantwortlich,

dass die Arbeitsleistung erreicht wird, dass bei keinem eine Sabotage vorkommt. (...) Er muss also seine Männer antreiben. In dem Moment, wo wir mit ihm nicht mehr zufrieden sind, ist der nicht mehr Kapo, schläft er wieder bei seinen Männern. Dass er dann von denen in der ersten Nacht totgeschlagen wird, das weiß er.“

Die Häftlingsgesellschaft im KZ-Außenlager Cochem

Den ganz überwiegend, wenn nicht sogar ausschließlich „reichsdeutschen“ Funktionshäftlingen im KZ-Außenlager Cochem stand das Gros der anderen Gefangenen gegenüber. Das waren zunächst größtenteils französische Nacht-und-Nebel-Häftlinge. Als sie am Karfreitag, dem 7. April 1944, in das Hauptlager KZ Natzweiler rücktransportiert wurden, kamen für sie vor allem polnische und russische „Zivilarbeiter“ und russische Kriegsgefangene. An der Art der Zusammensetzung änderte sich dann bis zum Ende des Außenlagers nichts Wesentliches. Damit wurde diesseits und jenseits des Tunnels eine Häftlingsgesellschaft gebildet, die aus zwei, drei Gruppen bestand: Das war zum einen das Gros der polnischen und russischen Arbeitssklaven und zum anderen eine kleine „Oberschicht“ von Funktionshäftlingen, von meist deutschen und oft auch langjährigen Gefangenen. Und drittens war da eine kleine Mittelschicht von einigen „Reichsdeutschen“ und von Staatsangehörigen anderer besetzter Länder, die keine Funktion hatten, die aber andererseits nicht so schlecht behandelt wurden wie die auf den beiden untersten Stufen der Hierarchie stehenden Polen und Russen (und erst recht die kriegsgefangenen Russen).

Der Aufbau des KZ-Außenlagers

Mit dem Wechsel in der Belegung von den NN-Häftlingen zu den polnischen und russischen „AZA“ und den russischen Kriegsgefangenen begann eine neue Phase der Lagergeschichte – und das nicht nur in personeller Hinsicht, sondern auch in räumlicher und funktioneller.

Noch während die NN-Häftlinge in den Gasthäusern „Schneiders“ (heute: „Zum guten Onkel“) in Bruttig und „Hotel zur Wildburg“ in Treis (nicht mehr existierend) notdürftig untergebracht wurden, begann man mit dem Bau neuer Unterkünfte. Daran beteiligt war maßgeblich der Bruttiger Bauunternehmer Karl Müntenich. In zwei Aussagen nach dem Krieg hat er darüber Auskunft gegeben. Die erste machte er 1946 in einem Prozess vor einem französischen Militärgericht – worauf noch später einzugehen sein wird – und die zweite im Jahr 1968 vor der Kriminalpolizei Koblenz – jeweils als Zeuge.

Der Bruttiger Bauunternehmer Karl Müntenich erzählt

Zunächst berichtete er, wie er zu den Arbeiten im KZ-Außenlager Cochem kam: „Im März 1944 wurde ich als selbständiger Bauunternehmer mit meinen zwei mir noch verbliebenen Arbeitern durch das Bürgermeisteramt in Cochem zu einem SS-Stab, der seinen Sitz in Bruttig hatte, dienstverpflichtet. Ich musste mich beim Leiter dieses Stabes – Einsatzleitung Gasthof ‚Hess‘ in Bruttig – melden. (...) Ich bekam den Auftrag, den Saal und die Kegelbahn in dem Gasthof ‚Schneiders‘ in Bruttig für die Unterbringung für einige hundert Häftlinge herzurichten. Für diese Aufgabe wurde mir ein Arbeitskommando von etwa 15 Personen, bestehend aus Maurern,

Zimmerleuten und Handlangern, zur Verfügung gestellt. Diese Leute kamen aus allen Gegenden und waren auch dienstverpflichtet worden. (...) Zur gleichen Zeit, als ich in Bruttig das Lager im Gasthof ‚Schneiders‘ einrichten musste, wurde eine gleiche Unterkunft in dem Gasthof ‚Reis‘ (gemeint ist das „Hotel zur Wildburg“, Erg.d.A.) in der Ortschaft Treis errichtet.“

Müntenich erzählte dann, dass die ersten Häftlinge, also die NN-Häftlinge, auf die beiden Unterkünfte in Bruttig und in Treis verteilt wurden. Die sie dann ersetzenden Häftlinge vom Transport aus dem KZ Lublin-Majdanek sperrte man ebenfalls in die Gasthäuser „Schneiders“ und „Hotel zur Wildburg“ ein. Dort herrschten eine ungeheure Enge und katastrophale hygienische Zustände, über die schon die zahlenmäßig viel weniger NN-Häftlinge geklagt hatten.

Erst nach und nach baute man neue Unterkünfte auf. Die Bauphase zog sich im April 1944 hin. Wann sie mehr oder minder abgeschlossen war und dann sämtliche Häftlinge in die neuen Unterkünfte einziehen konnten, ist nicht exakt bestimmbar. Diese Phase musste jedenfalls spätestens am 3. Mai 1944 abgeschlossen gewesen sein. Denn da kamen 850 weitere KZ-Häftlinge aus dem KZ Auschwitz an die Mittelmosel. Diese konnten unmöglich auch noch in die beiden Gasthäuser eingepfercht worden sein.

Der Aufbau des Lagers in Bruttig

Über die Bauphase in Bruttig berichtete der Bauunternehmer Müntenich später folgendes:

„Dieses Lager wurde am unmittelbaren Westausgang des Dorfes Bruttig errichtet. Mein eigenes Haus befand sich direkt neben der ersten Baracke, es war die Wachbaracke des Lagers. Das Lager selbst wurde auf dem hier vorhandenen Bahnkörper aufgebaut. Als das Lager fertiggestellt war, bestand es aus sieben großen Unternehmungsbaracken für die Häftlinge, des Weiteren waren noch drei Baracken für die Unterbringung von Küche, Verwaltung und Wache vorhanden. (...)

Als das eigentliche Lager in Bruttig aufgebaut wurde, hatte ich nicht mehr die Gesamtleitung. Die Leitung des ganzen Bauvorhabens wurde von der Firma Fix aus Dernau/Ahr unter Leitung eines Bau-Ing. Neugebauer übernommen.

Zur Herstellung der Baracken wurden genormte Bimsplatten der Firma Remi aus Neuwied verwendet. Ein von dieser Firma gestellter Richtmeister, an dessen Namen ich auch keine Erinnerung mehr habe, war für die ordnungsgemäße Aufstellung der Baracken mitverantwortlich.

Ein Teil der Häftlinge wurde, soweit es sich um Fachkräfte handelte, zum Aufbau des Lagers herangezogen. Andere Häftlinge mussten Handlangerdienste verrichten. (...) Bis zur endgültigen Fertigstellung des Lagers waren die Häftlinge nach wie vor in dem Saal des Gasthofes ‚Schneiders‘ untergebracht. Sie wurden immer unter starker Bewachung zur Arbeitsstelle gebracht. (...) Wenn die Häftlinge zum Arbeitskommando geführt wurden, waren immer ein bis zwei SS-Bewacher mit ihren Hunden dabei. Sie gingen immer am Schluss der Kolonne.“

Der Aufbau des Lagers in Treis

Bei seiner Vernehmung im Jahr 1968 wusste Müntenich auch noch etwas über die geänderte Unterbringung der Häftlinge in Treis zu berichten:

„Zu diesem Zeitpunkt (vermutlich Mitte April 1944, Erg. d.A.) wurde ich als Bauführer vorübergehend zum Lager Treis abgestellt. Hier musste ich eine requirierte Segelfliegerhalle aufstellen, die zur Unterbringung der hier befindlichen Häftlinge gedacht war, die bisher immer noch in dem Saal des Gasthofes ‚Reis‘ (gemeint ist das „Hotel zur Wildburg“, Erg.d.A.) untergebracht waren.“

Soweit die Schilderung des Bauunternehmers Karl Müntenich in den 1960er Jahren. Seine Darstellung der Verhältnisse und Vorkommnisse vor Ort muss man sicherlich grundsätzlich kritisch würdigen, war er doch – wenn auch unfreiwillig – für den Aufbau des Lagers in Bruttig und auch in Treis (mit-)verantwortlich. Doch dürfte der hier geschilderte Ablauf der Arbeiten im Großen und Ganzen zutreffend wiedergegeben worden sein.

(14)

Zahlreiche Ausbrüche aus dem Lager

Schon diese frühe Phase des KZ-Außenlagers Cochem war gekennzeichnet durch Ausbrüche von KZ-Häftlingen. Dass setzte sich in der Folgezeit fort. Man kann geradezu von einer Geschichte der Fluchten aus dem KZ-Außenlager Cochem sprechen – und der Wiederergriffung geflohener Häftlinge.

Zum ersten Mal entwichen Häftlinge Anfang April 1944. Dazu gibt es nach den bisherigen Erkenntnissen zwei unterschiedliche Darstellungen. Diese wurden schon früher in der Reihe mit den Folgen für die Geflohenen erwähnt, sollen hier aber noch einmal kurz gegenübergestellt werden.

Nach den autobiografischen Aufzeichnungen des belgischen ehemaligen NN-Häftlings und Rechtsanwalts Albert Aerts, der mit dem Transport vom 10. März 1944 nach Cochem gekommen war und am Karfreitag, dem 7. April 1944 nach Natzweiler rücktransportiert wurde, gab es an dem Abreisetag geradezu eine Kreuzigung zweier wiederaufgegriffener KZ-Häftlinge. Später schrieb er dazu:

„Am Karfreitag wohnten wir (die anderen Häftlinge, Erg. d. A.) einer Kreuzigung bei. Zwei Häftlinge wurden mit den Armen an einen Ast eines Lindenbaums aufgehängt. Wir standen stundenlang, ihrem Todeskampf zuzuschauen. Sie hatten es gewagt, einen Fluchtversuch zu unternehmen, durch einen Schacht, der unter der Mosel hindurchlief. An den Armen aufgehängt zu werden, ist schrecklich. Ein Soldat zog seinen Revolver und schoss beide tot.“

Der ehemalige französische NN-Häftling Dr. André Ragot, mit demselben Transport vom 10. März 1944 aus Natzweiler gekommen und auch mit demselben Transport am 7. April zurückgeschickt, sprach ebenfalls vom Wiederaufgreifen zweier Häftlinge und deren Tod am 7. April 1944. Bei ihm heißt es:

„(Ein Russe und ein Pole), die sich am Morgen gerettet hatten, (wurden) wieder eingefangen und dann dermaßen verprügelt, dass die Handschellen, die zwei von ihnen zusammenhielten, zerbrachen. Dann, nachdem sie an den Füßen hochgehoben und ihre Hände hinter dem Körper zusammengefaltet waren, wurden sie in der dritten Etage der Hochbetten so stark gegen die Pfosten mit Stacheldraht gedrückt, dass sie innerhalb weniger Stunden starben. Das war das Werk von Lesquy (Kurt Leske), Harry (Heinrich Gräper), Zauer (Eugen Saur) und Fritz (Friedrich Ehlscheid).“

Flucht zweier Häftlinge am 7. April 1944 und deren Ermordung

Sehr wahrscheinlich beziehen sich Aerts und Ragot auf die beiden selben Geflohenen und ihre Ermordung im KZ-Außenlager, wohl im Teillager Bruttig. Hierfür spricht, dass ausweislich der nach dem Krieg vom Amtsbürgermeister Cochem-Land erstellten Liste über Todesfälle am 7. April 1944 drei Todesfälle in Bruttig verzeichnet sind. Danach waren die Flüchtigen wohl die französischen NN-Häftlinge Henri Douat und André Chinier. Allerdings bleiben dann noch gewisse Widersprüche zwischen den beiden Darstellungen. Diese lassen sich aber mit etwas Wohlwollen auflösen. So spricht der Bericht von Ragot „nur“ davon, dass die beiden Gefangenen in ihren Hochbetten gegen einen Pfosten mit Stacheldraht gedrückt worden seien. Das hat dann nach Ragots Schilderung den Tod der beiden nicht unmittelbar herbeigeführt. Vielmehr heißt es bei ihm, dass sie „innerhalb weniger Stunden starben.“ Auf der Grundlage dieser Darstellung können die beiden Häftlinge danach durchaus an einem Lindenbaum – wie Aerts berichtet - erhängt worden sein. Denn Ragot erwähnt nicht die Umstände des Todes beider Stunden später. Und auch Aerts spricht davon, dass der Tod der beiden erst nach Stunden eintrat. So kann es sein, dass Ragot den Anfang der schweren Misshandlungen der beiden durch die Funktionshäftlinge schildert und Ragot dann deren Ende und Ermordung. Dafür und dafür, dass gerade der Häftling Chinier einer der beiden war, spricht schließlich auch, dessen offizielles Todesdatum. Nach der amtlichen Todesmeldung ist nämlich dessen Tod um 16.50 Uhr eingetreten – und damit „Stunden später“ am Nachmittag. Es bleibt danach „nur“ noch die Unstimmigkeit, dass Ragot die beiden Ermordeten als einen Polen und einen Russen beschreibt, während am 7. April 1944 ausschließlich drei Franzosen als tot gemeldet wurden. Dies lässt sich aber damit erklären, dass Ragot die beiden Häftlinge offensichtlich nicht kannte und ihre Namen auch nicht nannte. Zudem sprach er davon, dass die NN-Häftlinge und auch er selbst ihren Rücktransport nach Natzweiler an eben diesem Tag als ein so großes Glück empfanden, dass es sie blendete und sie „komplett gleichgültig das Spektakel von einem Russen und einem Polen betrachteten“. Demnach hatte auch er diesem Geschehen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und nicht sorgfältig beobachtet.

Der guten Ordnung halber soll in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, dass Aerts in seinen autobiografischen Aufzeichnungen kurz die Flucht der beiden am 7. April 1944 Ermordeten schilderte. Danach schlichen sich diese am Tunneleingang, wohl auf der Treiser Seite, in den dortigen Versorgungstunnel und dort unter der Mosel entlang bis zur gegenüberliegenden „Kraftzentrale“ an der linksseitigen Eisenbahnlinie Koblenz-Trier. Auf der anderen Moselseite wurden die beiden dann

gefasst. Dies und anderes mehr erscheint nicht so zweifelsfrei und bedarf noch weiterer Aufklärung – wenn sie denn heutzutage noch möglich ist.

Flucht weiterer zweier Häftlinge aus einem Kommando zwischen Kail und Illerich am 7. April 1944

Der 7. April 1944 war überhaupt ein sehr ereignisreicher Tag in der Geschichte des KZ-Außenlagers Cochem. Wie wir aus einem ganz kleinen Vorgang in den Akten der Gendarmeriestelle Treis (im Landeshauptarchiv Koblenz archiviert), wissen, flohen zwei KZ-Häftlinge gegen 10.30 Uhr aus einem Arbeitskommando zwischen den Ortschaften Kail und Illerich. Dieses Kommando wurde – wie früher hier für solche Kommandos geschildert – von Soldaten der Luftwaffe bewacht. Diese informierten daraufhin die „Wehrmachtdienststelle Wachkommando Treis“ und diese dann gegen 12.15 Uhr den Gendarmerieposten Treis. Dieser Posten alarmierte sofort fernmündlich die Landwachten von Kail, Wirfus, Illerich, Landkern, Greimersburg und Klotten. Dann begab sich der Meister der Gendarmerie und Postenführer von Treis vor Ort. In seinem Bericht vom folgenden Tag an den Landrat in Cochem heißt es:

„Zusammen mit dem BOW der Gendarmerie der Reserve K. habe ich mich mittels requiriertem Pkw an die Fluchtstelle begeben. Mit dem mittels Krad inzwischen eingetroffenen BOW der Gendarmerie der Reserve M. habe ich die inzwischen marschbereiten Landwachten abschnittsweise eingesetzt. Zur Verstärkung der Landwacht wurde im Einvernehmen mit den zuständigen Wehrführern Freiwilligen- und Pflichtfeuerwehr eingesetzt.

Gegen 19.00 Uhr wurden die beiden Flüchtigen durch den Arbeiter Simon Schneider, geboren am (...) in Wirfus, wohnhaft in Wirfus) im Distrikt ‚Korer‘, Gemarkung Wirfus, gestellt und von Schneider allein festgenommen. Nach den Angaben des Schneider, der nicht Angehöriger der Landwacht ist, hat sich die Festnahme wie folgt zugetragen:

Der Arbeiter Simon Schneider aus Wirfus berichtet

„Am 7.4.44 gegen 19.00 Uhr stand Schneider auf seinem Hof, der außerhalb der Ortschaft liegt. Er sah aus einer Schlucht, die er von seinem Hofe aus einsehen konnte, zwei Personen kommen. Er hatte gehört, dass zwei Sträflinge am Vormittag von ihrer Arbeitsstelle bei Kail entwichen waren. Er konnte die Personen nicht erkennen und um zu sehen, wer diese waren, ging er ihnen entgegen. Auf diesem Wege nahm er seinen 6 mm Flobert mit. Auf etwa 300 m Entfernung erkannte er die Sträflinge an ihrer Kleidung. Die Flüchtigen hatten ihn noch nicht bemerkt und als er sich bis auf etwa 70 m an sie herangearbeitet hatte, rief er ihnen zu: ‚Hände hoch!‘ Auf diesen Anruf hin blieb einer der Flüchtigen stehen, während der zweite Anstalten zur Flucht machte. Seinen Flobert sofort in Anschlag bringend, rief Schneider nochmals ‚Hände hoch!‘. Jetzt blieben beide stehen und gab ihnen Schneider durch Zeichen zu verstehen, dass sie die Hände hochheben sollten. Dann ließ er die Flüchtigen näher herankommen. Sie als dann 10 m vor sich hergehen lassend, führte Schneider die Festgenommenen sofort zum Ortsbürgermeister G. in Wirfus.

Schneider hat sich durch sein umsichtiges und unerschrockenes Verhalten besonders verdient gemacht. Die zu gewährende Belohnung steht ihm allein zu. (...)

Die Festgenommenen wurden gegen 20.00 Uhr der Sonderstreife des Gendarmeriepostens Treis im Hause des Ortsbürgermeisters in Wirfus übergeben. Von dort aus erfolgte der Abtransport der Festgenommenen und die Rückfahrt der Sonderstreife des Gendarmerie-Postens Treis, mittels Lkw des Transportunternehmers Roman L. aus Pommern. Gegen 20.45 Uhr erfolgte die Einlieferung der Festgenommenen bei der Wache des Wachkommandos Treis. (...)"

(15)

In der letzten Folge dieser Reihe wurde über die ersten Fluchten von KZ-Häftlingen aus den Teillagern in Bruttig und Treis berichtet. Diese fanden am 7. April 1944 statt. An diesem Tag flohen zwei französische NN-Häftlinge, vermutlich Henri Douat und René Chinier, aus dem Lager Treis. Noch am selben Tag wurden sie wieder aufgegriffen und auch getötet, wohl erhängt.

Ebenfalls am 7. April flüchteten – wie letztens erwähnt – zwei Häftlinge aus dem Arbeitskommando zwischen Kail und Illerich. Sie wurden in Wirfus festgenommen und am Abend zur Wache des Wachkommandos in Treis gebracht. Beide waren Polen, der 23-jährige Kazimir Rolka und der 19-Jährige Waclaw Niedlinski. Sie waren mit dem 1. Transport vom 10. März 1944 aus dem Hauptlager KZ Natzweiler als „ausländische Zivilarbeiter“ (AZA) nach Cochem gekommen.

Anders als die beiden geflohenen Franzosen wurden sie nach ihrem Wiederaufgreifen nicht ermordet. Vielmehr verblieben sie im Außenlager Cochem. Niedlinski starb dann am 12. August 1944 - nach der Totenbescheinigung - an Herzinsuffizienz bei Ödemen und allgemeiner Körperschwäche. Sein Tod wurde aber nicht in Treis oder Bruttig registriert, sondern erst im Hauptlager in Natzweiler - nachdem er nach seinem Tod dorthin transportiert worden war. Der 23-jährige Rolka überlebte das KZ-Außenlager Cochem, kehrte bald nach Natzweiler zurück. Von dort kam er mit vielen anderen Anfang September in das KZ Dachau bei München und dann weiter in das KZ Neuengamme bei Hamburg. Offensichtlich überlebte er die Konzentrationslager und konnte Anfang der 1950er Jahre in die USA auswandern.

Zahlreiche weitere Fluchten

Mit diesen Ausbrüchen am 7. April 1944 begann eine ganze Serie von Fluchten. Bisher konnten insgesamt 39 dieser Entweichungen festgestellt werden. Von manchen wissen wir nicht mehr als den Namen des Flüchtigen und den Umstand der Flucht. Nach Lage der Akten – andere Erkenntnismittel gibt es nicht – waren wohl nur wenige Ausbrüche erfolgreich. Immer wieder setzten Gendarmerie- und Polizeibeamte, Landwacht und auch „einfache“ Bürger den Fliehenden nach, stellten sie und nahmen sie fest. Ohne eine Unterstützung durch die einheimische Bevölkerung hatten sie auch nur wenig Chancen zu entkommen. Denn als KZ-Häftlinge waren sie schon von der Kleidung und dem Aussehen her zu erkennen. Zudem sprachen sie nicht die Landessprache, hatten so gut wie keine Orientierung in der Umgebung und mussten, um überleben zu können, Diebstähle begehen. Nur so

konnten sie sich mit Lebensmitteln und „ziviler“ Kleidung versorgen. Oft wurden sie schon am Tag ihrer Flucht wiederergriffen.

Dem 21-jährigen Russen Nikolay Burdakow gelang es immerhin, sich fünf Tage lang versteckt zu halten. Dann wurde er aber am 24. Juni 1944 von dem Polizeibeamten T. im Flaumbachtal, an der Straße zwischen Treis und Kloster Engelpfort, festgenommen. Dabei fielen Schüsse, an deren Verletzungen er noch am selben Tag verstarb. Das gleiche Schicksal erlitt der 31-jährige Pole Johann Przybylak. Nach seiner Flucht wurde er am 30. Mai 1944 mit Waffengewalt gestellt, an diesen Schussverletzungen verblutete er dann. „Auf der Flucht erschossen“ wurde am 24. April 1944 auch der 37-jährige russische „Zivilarbeiter“ Piotr Siedow.

Die Hinrichtungen vom 20. Juni 1944 nach gescheiterten Fluchten

Etwas besser bekannt als diese Morde an einzelnen Flüchtigen ist die „Hinrichtungsaktion“ vom 20. Juni 1944 in Treis und in Bruttig. Dabei wurden sechs Häftlinge in Treis und sieben in Bruttig erhängt. Ihr vorausgegangen waren zahlreiche Fluchten aus den beiden Teillagern.

Das hatte begonnen mit der Flucht der beiden Polen Wiliam Costasza und Slavomir Kwiatkowski am 17. April 1944. Eine Woche später war der Russe Anatolij Gontscharko am 24. April 1944 geflohen und weitere drei Wochen später, am 14. Mai 1944, der Pole Nikolay Weselew. Die Fluchtdaten der anderen sind nicht bekannt. Wir wissen aber von den genannten Flüchtigen, dass sie – und wohl auch die anderen – nicht lange untertauchen konnten.

Costasza wurde schon zwei Tage später wieder aufgegriffen, Weselew ebenfalls. Damit bestätigt sich das Bild, dass die Fluchten, wenn sie denn überhaupt zunächst gelangen, von sehr kurzer Dauer waren. Schnell wurden die Ordnungskräfte und auch die einheimische Bevölkerung der „Ausbrecher“ habhaft; für sie lockte ja auch eine „Fangprämie“

Sechs Morde in Treis, sieben in Bruttig

Allen 13 Geflüchteten und Wiederaufgegriffenen war gemeinsam, dass sie am Morgen des 20. Juni 1944 in Treis und in Bruttig hingerichtet wurden. Anders als frühere Hinrichtungen, etwa die geschilderten vom 7. April 1944, geschahen diese nicht „spontan vor Ort“, sondern vielmehr – wie es die „Richtlinien des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) in Berlin vorsahen – auf dessen Anordnung. Das dürfte auch die Erklärung dafür sein, dass es an diesem 20. Juni 1944 eine größere „Aktion“ gab. Das war ein „Sammeltermin“, bei dem die Wiederaufgegriffenen der letzten Wochen hingerichtet wurden.

Bei den Ermittlungen in der Nachkriegszeit schoben sich die an diesen Verbrechen Beteiligten dafür gegenseitig die Schuld zu. Der ehemalige Chef des SS-Führungsstabs beteuerte, nur mit der technischen Umsetzung des Vorhabens „Zeisig“ zu tun gehabt zu haben, und machte den Lagerführer für die Hinrichtungen verantwortlich. Der Lagerführer wiederum beschrieb sich als nur ein ausführendes Organ der Gestapo. Und der Leiter der Koblenzer Gestapo wollte nur als „Bote“ für die vom RSHA

verschickten Todesurteile gehandelt haben. Die Mitarbeiter der Koblenzer Gestapo schließlich behaupteten, nur mehr oder minder zufällig und im Rahmen weiterer Termine vor Ort gewesen zu sein.

Hier ist nicht der Ort, diese Zuständigkeitsfragen und die sich daraus ergebenden Verantwortlichkeiten zu klären. Dies kann – wenn im Rahmen dieser Reihe noch Gelegenheit besteht – zusammen mit den Nachkriegsprozessen erörtert werden. Hier soll „nur“ das Geschehen an diesem 20. Juni 1944 in Treis und in Bruttig in etwa rekonstruiert werden.

Das geschieht mithilfe eines Augenzeugenberichts. Diesen hat vor vielen Jahren der schon in anderem Zusammenhang erwähnte Bruttiger Bauunternehmer Karl Müntenich als Zeuge in einem staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren gegeben. In ihm schilderte Müntenich, wie er und seine Bauleute bei der Vorbereitung der Hinrichtungsaktion beteiligt wurden und wie sich die Hinrichtung in Treis und dann auch in Bruttig abspielte. Dabei berichtete er zunächst über die Hinrichtungen in Treis und dann die in Bruttig. Seine Aussage dürfte das Geschehen damals in wesentlichen Teilen zutreffend wiedergeben. Allerdings wird man einige Vorbehalte gegenüber der Darstellung Müntenichs hinsichtlich seiner persönlichen Tätigkeit machen können. Das betrifft aber allenfalls die Vor- und Nachgeschichte, spricht aber nicht gegen die Richtigkeit der Darstellung im Übrigen.

Der Zeuge Müntenich erzählt

Müntenich begann seinen Bericht mit dem Geschehen am Nachmittag des Vortages. Da habe ihn ein SS-Offizier, der Lagerführer, aufgefordert, neue Bau- bzw. Gerüststricke und mindestens drei schmalspurige, etwa 1 Meter hohe Böcke zu besorgen. Die Böcke habe er umgehend hergestellt, wegen der Stricke habe er den Lagerführer an eine Cochemer Seilerei verwiesen. Die Stricke seien an einen Binderbalken in der großen Halle befestigt und die Böcke unter Stricke aufgestellt und mit Gerüstbohlen belegt worden. Diese Arbeit hätten die Kapos erledigt. Dann schilderte Müntenich die Hinrichtung am nächsten Tag wie folgt:

„Gegen 9.00 Uhr an diesem Morgen kam aus Koblenz ein Lkw, auf dem sich die Häftlinge befanden. Angehörige der Gestapo Koblenz begleiteten den Lkw. Ich weiß genau, dass die Beamten von der Gestapo Koblenz waren, da mir ein Teil der Leute vom Ansehen her bekannt war und ich diese schon öfter im Lager gesehen hatte.

Wie die eigentliche Exekution (in der Segelfliegerhalle in Treis, Erg.d.A.) vor sich gegangen ist, kann ich nicht sagen. Ich weiß also nicht, wer die Häftlinge aufgehängt und die Böcke umgestoßen hat. Als die Frühstückspause (meiner Bauarbeiter, Erg.d.A.) zu Ende war und wir an unsere Arbeit gingen, waren die großen Flügeltüren an der Halle, vermutlich absichtlich, weit aufgestellt und wir konnten sieben (es waren in Treis sechs, Erg.d.A.) Häftlinge an ihren Stricken hängen sehen. Erst jetzt erfuhr ich, dass die anderen Häftlinge nach Bruttig gebracht worden waren. Sie wurden hier (also in Bruttig) an einem Träger, der zwischen zwei Baracken angebracht war, gehängt. Die Exekution in Treis hat etwa eine halbe Stunde gedauert. Nach der Erhängung der Häftlinge bekam ich von dem SS-Führer den

Befehl, vier sargähnliche Kisten zimmern zu lassen. In jede Kiste sollten zwei Häftlinge gelegt werden. Meine Zimmerleute haben auch diese Kisten gebaut. Wer die Häftlinge abgeschnitten und in die Kisten gelegt hat, weiß ich aber nicht.

Die ermordeten Häftlinge sind dann mit Lkw nach Mainz zum Krematorium gebracht worden.“

Zu ergänzen ist dieser Zeitzeugenbericht nur noch damit, dass alle Häftlinge des Lagers zur Exekution befohlen wurden. Dann mussten die wiederaufgegriffenen Häftlinge auf die Gerüstböcke steigen und sich eine Schlinge um den Hals legen lassen. Danach wurden die Gerüstböcke weggetreten. Nachdem der Tod eingetreten war, führte man die anderen Häftlinge an den Erhängten vorbei. Anschließend hielt der Chef der Koblenzer Gestapo vor den Häftlingen eine Ansprache, in der er sie warnte, ebenfalls flüchtig zu werden, denn dann drohe ihnen dasselbe Schicksal. Diese wurde von einem Dolmetscher übersetzt.

(16)

In den letzten beiden Folgen dieser Reihe wurde über die zahlreichen Fluchten aus dem KZ-Außenlager Cochem berichtet. Diese hatten schon Anfang April 1944 begonnen und sich dann fortgesetzt. In der kurzen Zeit seines Bestehens gab es mindestens Ausbrüche von 39 namentlich bekannten KZ-Häftlingen, diese sind auch durch Dokumente der verschiedenen Art nachgewiesen.

Massenflucht vom 24. April 1944

Durch einen Funkspruch belegt ist noch eine Massenflucht von 21 Häftlingen aus dem Lager Bruttig in der Nacht vom 24. April 1944. Die Namen dieser Häftlinge und ihr weiteres Schicksal sind aus dem Funkspruch und auch nicht durch andere Dokumente bekannt. Wir wissen aber aus Biografien von Häftlingen, dass der russische „Zivilarbeiter“ Anatolij Gontscharko und der russische Kriegsgefangene Piotr Siedow an diesem Tag geflohen sind. Gontscharko wurde wiederaufgegriffen und dann am 20. Juni 1944 mit 12 anderen Häftlingen in Bruttig hingerichtet. Über das weitere Schicksal von Siedow ist nichts bekannt. Wir haben aber noch Kenntnis von der Flucht zweier anderer Russen, Viktor Malikow und Alexander Marawiew. Beide wurden wiederaufgegriffen und am 27. April 1944 in Bruttig umgebracht. Wahrscheinlich gehörten auch sie zu den 21 Flüchtigen vom 24. April 1944, so dass mit Malikow, Marawiew, Gontscharko und Siedow vier Flüchtige vom 24. April 1944 bekannt sein dürften. Von drei dieser vier wissen wir auch etwas von deren weiterem Schicksal.

Weitere Schilderungen und Gerüchte

Daneben hat es auch Schilderungen und Gerüchte von weiteren(?) Fluchten gegeben, vor allem von einem Massenausbruch von Häftlingen. Diese lassen sich anhand von „amtlichen“ Unterlagen sowie Lebensbeschreibungen Geflüchteter nicht verifizieren. Vor allem gehörten die 13 am 20. Juni 1944 Hingerichteten – entgegen einschlägiger Darstellungen – nicht alle zu den am 24. April 1944 Geflohenen - das

schon deshalb, weil diese Hinrichtungen Häftlinge betrafen, die nicht an eben diesem Tag geflohen waren.

Zu diesen weiteren Schilderungen und Gerüchten gehörte der Bericht des 2. Lagerführers, SS-Hauptsturmführer Walther Scheffe. Bei einer Vernehmung nach dem Krieg gab er an, dass zurzeit seines Vorgängers, des SS-Hauptsturmführers Rudolf Beer, 20-30 Gefangene auf dem Weg von der Arbeitsstelle zur Unterkunft und umgekehrt ausgebrochen sein sollen. Auf Vorhalt dieser Darstellung bestätigte ein ehemaliger Wachsoldat nach dem Krieg diese Schilderung. Er sprach davon, es seien zu einem nicht mehr erinnerlichen Zeitpunkt mehrere Häftlinge aus dem Lager ausgebrochen und dabei über das Dach des ehemaligen Tanzsaals geflohen. Weiter meinte er, sich erinnern zu können, dass es 21 Häftlinge gewesen seien. Weiter wollte er vom Hörensagen erfahren haben, dass ein Teil der entflohenen Häftlinge in einem Wald, in dem sie auf Bäumen versteckt gewesen seien, mit den Hunden der SS gestellt worden seien. Auch diesen Vorfall ordnete er in die Zeit des Lagerführers Beer ein, d.h. in den Monat April ein, denn Beer wurde als Lagerführer Ende April 1944 von Scheffe abgelöst.

Beer selbst gab bei seiner Vernehmung nach dem Krieg eher beiläufig an, dass es Mitte Mai 1944 60 russischen Häftlingen gelungen sei, aus dem Tanzsaal in Bruttig zu fliehen. Das habe dann – so Beer weiter – seine Ablösung als Lagerführer zur Folge gehabt, obwohl man ihm persönlich keine Schuld habe nachweisen können.

Möglicherweise ranken sich diese Geschichten – wenn sie auch von der Situation und dem Datum differieren und auch recht pauschal sind - um die aufgrund des Funkspruchs feststehende Massenflucht von 21 Häftlingen am 24. April 1944.

Weitere Massenflucht im Sommer 1944?

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass nach dem Krieg der Koblenzer Gestapochef Kurt Christmann über einen anderen(?) „Massenausbruch“ berichtete. Dazu ließ er zunächst durch seinen Rechtsanwalt vortragen, im Sommer 1944 seien Häftlinge geflohen, die sich in den Wäldern des Hunsrücks versteckt hielten. Sie hätten eine Bande gebildet und nachts kleinere Ortschaften und einsame Gehöfte überfallen. Dadurch sei die gesamte Landbevölkerung terrorisiert und in Angst und Schrecken versetzt worden. Das habe solche Ausmaße angenommen, dass sogar der Gauleiter und der Reichsverteidigungskommissar sich unmittelbar an den Reichsführer-SS Himmler gewandt und verlangt hätten, diesem „Unwesen“ möglichst schnell ein Ende zu setzen. Es seien deshalb alle verfügbaren Polizeikräfte aus den umliegenden Orten zusammengezogen worden. Diese hätten dann die Häftlinge festnehmen können. Danach seien sie durch Erhängen hingerichtet worden.

In einer späteren Vernehmung korrigierte sich Christmann dahin, dass „einige“ Häftlinge entwichen seien, die auf der Flucht strafbare Handlungen (Diebstähle, Bedrohungen) begangen hätten. Daraufhin sei die ganze Bevölkerung mobil gemacht worden. Schließlich habe man die Ausbrecher gefangen genommen und ein oder zwei von ihnen hingerichtet.

Diese wenig substantiellen und sich zum Teil auch noch widersprechenden Angaben Christmanns sind für verbindliche Feststellungen unbrauchbar. Sie wurden hier auch nur erwähnt, um ein Stück weit die Stimmungslage vor Ort in der Bevölkerung und bei der SS und dem Wachkommando zu illustrieren.

Vorläufiger Erkenntnisstand zu den Fluchten

Allein der durch den Funkspruch dokumentierte Ausbruch von 21 Häftlingen am 24. April 1944 aus dem Lager Bruttig ist in die Betrachtung der Fluchten einzubeziehen – wobei Einzelheiten wie Namen und Schicksale der Geflohenen noch weiter aufgeklärt werden müssen – auch um diese dann den namentlich bekannten 39 Flüchtigen und deren Schicksalen zuordnen zu können.

Als recht wahrscheinlich wird man als allgemeine Annahme zu den Fluchten festhalten können, dass die meisten Ausbrüche eher in der Anfangszeit des Lagers, also im April und im Mai 1944, stattgefunden haben. Dafür spricht, dass die Häftlinge zu dieser Zeit erst kurz in Haft und noch recht gesund und widerstandsfähig waren. Ein weiterer Grund war bestimmt auch, dass danach die Sicherungsmaßnahmen deutlich verstärkt wurden.

Verbesserung der „Sicherheitslage“

So wurde die „Sicherheitslage“ für das Teillager in Treis „verbessert“, indem das Häftlingslager nach einiger Zeit aus dem Anwesen „Hotel zur Wildburg“ in die Segelfliegerhalle umzog und deren Terrain dann mit einem Stacheldrahtzaun und Wachtürmen umgeben wurde.

Zum anderen wurde auch die „Sicherheit“ für das Teillager in Bruttig „verstärkt“. Wie berichtet, gab es auf dem vorhandenen Bahndamm in Bruttig keine alleinige Häftlingsunterkunft wie die Segelfliegerhalle, sondern stattdessen mehrere Baracken. Das war ein richtiges Lager mit sieben großen Unterkunftsbaracken für die Häftlinge sowie drei weiteren Baracken für die Unterbringung der Küche, der Verwaltung und der Wache. Die Häftlingsbaracken waren zwar von Anfang an bewacht, aber nicht besonders gesichert. Das änderte sich nach den ersten Fluchten aber sehr bald.

Der schon früher erwähnte Bruttiger Bauunternehmer Karl Müntenich berichtete nach dem Krieg davon, dass nach der Flucht eines Häftlings das Bruttiger Lager mit einem hohen Zaun aus Stacheldraht und mit Wachtürmen gesichert worden war. Das geschah, nachdem – so die Schilderung Müntenichs – eines nicht näher bezeichneten Tages ein Häftling von seinem Arbeitsplatz geflohen war. Sofort wurden Wehrmacht, SS und örtliche Polizei alarmiert, die dann auch den Flüchtigen stellten. Müntenich dazu weiter: „Der arme Kerl sah fürchterlich zugerichtet aus. Ich glaube, dass die Hunde über ihn hergefallen waren. Er wurde durch die Gestapo von Koblenz abgeholt, und ich sah nie wieder etwas von ihm“.

Daraufhin wurde das zunächst noch weitgehend offene Lager in Bruttig mit einem hohen Stacheldrahtzaun, der nachts hell ausgeleuchtet war, und mit vier Wachtürmen gesichert. Die Türme waren mit Soldaten des Wachkommandos besetzt. Wie ein Soldat der Wachmannschaft später schilderte, bewachten 30 bis 40 Soldaten das

Lager im Wechsel rund um die Uhr. Untergebracht waren die an der Bewachung beteiligten Soldaten in der Wachbaracke, in der sich auch eine Arrestzelle für Häftlinge befand. Diese Baracke lag unmittelbar am Lager, aber außerhalb des Zauns. Die übrigen Soldaten der Wachmannschaft waren in der Nähe untergebracht – nach der Darstellung dieses Soldaten in einem Weingut, nach einer anderen in der Schule des Dorfes.

Weitere Fluchten

Nach der Schilderung dieser neuen „Sicherungsmaßnahmen“ in Bruttig kam der erwähnte Bruttiger Bauunternehmer noch auf eine nächtliche Flucht von 13 Häftlingen aus Bruttig zu sprechen – wobei er allerdings erwähnte, dass zu diesem späteren(?) Zeitpunkt die Häftlinge noch im Saal des Gasthauses „Schneiders“ untergebracht gewesen seien. Dazu gab er weiter an: „Es wurde auch jetzt eine große Suchaktion gestartet, an der sich diesmal auch bewaffnete Zivilpersonen beteiligen mussten. Nach einigen Tagen konnten alle Häftlinge im Pflaumbachtal in der Nähe der Pulger-Mühle aufgegriffen werden. Soweit ich mich erinnern kann, kamen alle Häftlinge zuerst in das Lager nach Treis und wurden von dort aus von der Gestapo Koblenz abgeholt.“ Auch hier fehlen Angaben zu Daten, Namen und Schicksalen der Flüchtigen. Sie sind – jedenfalls derzeit – ebenfalls nicht rekonstruierbar.

(17)

Noch weniger als über die Fluchten und ihre Folgen, über die in den letzten Folgen dieser Reihe berichtet wurde, wissen wir über den Alltag der KZ-Häftlinge. Hierüber geben keine Dokumente aus der Zeit Auskunft. Auch Aussagen von Zeugen in den späteren Ermittlungsverfahren sind dazu sehr spärlich. In diesen Verfahren ging es um die Verbrechen der SS-Leute und anderer Personen und nicht um die allgemeine Situation der Gefangenen. Allein aus Lebenserinnerungen ehemaliger Häftlinge ist etwas über deren Alltag damals zu erfahren. Indessen sind solche Darstellungen recht selten. Die wenigen Erinnerungen stammen von (französischen) NN-Häftlingen und betreffen die Anfangszeit – verließen diese doch am Karfreitag, dem 7. April 1944, das KZ-Außenlager Cochem. Immerhin gibt es auch Informationen aus der späteren Zeit, sie stammen vor allem von Edward Szlachetka, der als polnischer „Zivilarbeiter“ mit dem Transport vom 6. April 1944 aus dem Konzentrationslager Majdanek-Lublin an die Mosel gekommen war.

Der Alltag der KZ-Häftlinge

Nach diesen Erinnerungen ehemaliger Häftlinge im KZ-Außenlager Cochem wird man aber feststellen können, dass der Alltag der Gefangenen in den beiden Teillagern Bruttig und Treis ohne Zweifel sehr hart war.

Das Leben und Überleben war entscheidend geprägt von der Arbeitssituation im Tunnel. Denn die meisten Häftlinge waren dort eingesetzt. Nur ganz wenige von ihnen hatten das Glück, im und für das Lager arbeiten zu können (etwa auf der Schreibstube oder auch in der Küche). Auch Einsätze in anderen Arbeitskommandos waren nicht so häufig.

Der Tagesablauf im Lager

Der Tagesablauf in den beiden Teillagern war von morgens bis abends durchorganisiert und stets begleitet von Schikanen, Beschimpfungen, Willkür und körperlicher Gewalt.

Im Tunnel wurde in zwei Schichten gearbeitet. Die Tagesschicht begann um 6 Uhr morgens und endete um 18 Uhr abends. Die Nachtschicht begann um 18 Uhr abends und endete um 6 Uhr morgens. Alle zwei Wochen wurden die Schichten gewechselt.

Für die Tagschicht begann der Tag um 5 Uhr morgens mit dem Aufstehen. Der Kampf und die Hetze begannen mit dem Waschen, für das nur wenige Wasserhähne zur Verfügung standen. Dann mussten die Schlafstelle und der Block hergerichtet werden. Zum Frühstück gab es einen halben Liter ungezuckerte schwarze Brühe, die sich Kaffee nannte. Dann war Antreten auf dem Appellplatz befohlen, die Zahl der angetretenen Häftlinge wurde kontrolliert und mit der Stärkemeldung abgeglichen. Nach dem Morgenappell formierten sich die Arbeitskommandos unter der Anleitung ihres Kapos. Im Laufschrift und unter bewaffneter Begleitung rückten sie zur Arbeit außerhalb des Lagers in den Tunnel aus. Andere Arbeitskommandos verließen ebenfalls zu Fuß das Lager oder wurden mit Lkws zu ihren weiter gelegenen Arbeitsorten transportiert.

Gearbeitet wurde – möglicherweise mit einer kurzen Pause gegen 10 Uhr – bis Mittag. Zum Mittagessen gab es eine dünne Suppe, gekocht aus getrockneten Rüben. Gegen 18 Uhr rückten die Kommandos wieder in die beiden Teillager ein. Die Häftlinge hatten sich auf dem Appellplatz zum Zählappell zu versammeln. Wer von ihnen bei der Arbeit zusammengebrochen oder gar gestorben war, musste – wie auch die völlig Entkräfteten – von ihren Kameraden ins Lager zurück- und zum Appell geschleppt werden.

Dann war Strammstehen befohlen und „Mützen ab“. Die Blockführer bzw. der Teillagerführer ließen die Stärke feststellen und glichen sie mit der Stärkemeldung ab. Dieses Ritual bot die Möglichkeit zu zahllosen Schikanen. Das wurde solange geübt, bis der Teillagerführer zufrieden war. Besonders schlimm – mit einem ggf. stundelangen Appellstehen für die Häftlinge – wurde es, wenn die Zahl der angetretenen Häftlinge nicht mit der Stärkemeldung übereinstimmte. Dann ging die Suche nach dem oder den fehlenden Häftlingen los – und die konnte stundenlang dauern.

Nach dem Abendappell gab es das Abendessen – das war die Hauptmahlzeit für die Häftlinge. Dazu erhielten die Häftlinge wiederum einen halben Liter dieser ungezuckerten schwarze Brühe, die sich Kaffee nannte, 200 Gramm Brot und ein Löffelchen Marmelade. Das war alles für die 12-stündige Schwerstarbeit. Die Gefangenen konnten sich dann überlegen, ob sie von dem bisschen Brot noch etwas für das Frühstück aufheben oder es sogleich verzehren sollten. Ein Stückchen Brot zum Frühstück war natürlich gut, man lief aber Gefahr, dass ein anderer Häftling einem dieses in der Nacht stahl – dann hatte man gar nichts davon.

Die Nachtschicht begann um 17 Uhr mit dem Appell. Danach gab es einen Liter dieser kalten Rübensuppe und einen Liter „Kaffee“, dazu die Tagesration von 200 Gramm Brot und ein Löffelchen Marmelade. Mit dem ohnehin spärlichen Essen mussten sich die Häftlinge beeilen, denn um 18 Uhr wurde das Lagertor geöffnet und sie wurden auf die Straße zum Appell gejagt. Danach formierten sie sich zu Fünferreihen und liefen zum Tunneleingang. Gegen 6 Uhr morgens war die Nachtschicht im Tunnel zu Ende. Am Tunneleingang stand für sie ein Kessel mit „Kaffee“ bereit. Davon machte aber kaum jemand Gebrauch. Jeder war nach der zwölfstündigen harten Nachtarbeit so müde, dass er gleich wie ein Toter in das Bettgestell fiel.

Mörderische Arbeit im Tunnel

Die Arbeiten im Tunnel waren für die Häftlinge mörderisch. Wie französische Häftlinge später berichteten, mussten sie zunächst mit Spitzhacke und Schaufel den ehemaligen Wasserlauf zerstören, Graben von 1,50 Meter Breite und einem Meter Tiefe anlegen. Dabei standen sie bis zu den Knien in eiskaltem Wasser. Außerdem musste der gesamte Tunnel von den Überresten der Champignonzucht, von dem dadurch verursachten Unrat und Dreck, gereinigt werden. Dann gingen die Häftlinge daran, den Tunnel für den dort vorgesehenen Rüstungsbetrieb herzurichten. Dazu mussten sie den lockeren Boden ausheben sowie Schiefer- und Felsblöcke herauszuhauen, um sie mit bloßen Händen in die Kiploren zu laden, Anschließend mussten sie den Tunnel als Produktionsstätte ausbauen. Wie das im Einzelnen geschah, ist nicht bekannt. Einen Eindruck vom Umfang der Arbeiten geben folgende Zahlen: Der Tunnel hatte eine Nutzfläche von 21.000 Quadratmetern. Für den Ausbau sah die SS gigantische Mengen von Baumaterialien vor: 550 Tonnen Baueisen, 275 Tonnen Maschineneisen, 145 Festmeter Rundholz, 610 Kubikmeter Schnittholz, 1.500 Tonnen Zement und 200.000 Ziegelsteine. Diese ungeheure Menge an Materialien musste erst einmal an den Tunnel geschafft und dann mit primitiven Geräten (Schaufeln, Loren u.a) in dem feuchten und muffigen Tunnel ohne Tageslicht verschafft werden.

Verpflegung und Kleidung

Zu dieser schweren und langen Arbeit stand die zuvor erwähnte Verpflegung in keinem Verhältnis. Die Häftlinge verloren rapide und deutlich an Gewicht. Die Folge davon waren nicht nur Minderleistungen, sondern auch schwere körperliche Schäden, wie Hungerödeme. Diese Krankheiten und der sich darin andeutende Verfall waren für die SS aber kein Anlass, die Verhältnisse zu ändern, die Kranken (angemessen) zu behandeln und vor der harten Arbeit zu schonen.

Die Arbeitsbedingungen wurden auch von der Kleidung der KZ-Häftlinge mitbestimmt. Die Häftlinge trugen die Einheitskleidung, bestehend aus blauweiß bzw. blaugrau gestreifter Reiß- oder Zellwolle. Diese war völlig unzureichend, um gegen Kälte und schon gar gegen die Nässe im Tunnel zu schützen. Hinzu kam, dass die Kleidung oft nicht vollständig war und nicht passte. Auch war sie vielfach abgenutzt, geflickt und zerschlissen.

Wenn die Socken fehlten, wickelten sie sich Lappen um die Füße. Das war auch die einzige Fußbekleidung, wenn sie keine Holzschuhe hatten. Diese fehlten gerade bei den Transporten aus dem Osten, vor allem bei den russischen Häftlingen. So sei hier in Erinnerung gerufen, dass die NN-Häftlinge am 7. April 1944 den Rücktransport nach Natzweiler ohne ihre Holzschuhe antreten mussten, um sie den Ankommenden zu überlassen. Es bedarf wohl keiner Erörterung, dass die Holzschuhe der gut 300 NN-Häftlinge nicht ausreichten, um den 700 ankommenden Häftlingen Schuhwerk zu verschaffen. Und selbst diese Holzschuhe („Holländer“) waren für das Marschieren und die harte Arbeit im Tunnel ziemlich ungeeignet.

Auch diese lächerliche Ausstattung der Häftlinge mit Kleidung, die ja auch – einschließlich der Unterwäsche – ganz selten gewaschen wurde, gehörte zum System der Erniedrigung und Entwürdigung. Die unwürdigen Verhältnisse setzten sich in anderen Bereichen fort – etwa bei der Unterbringung und bei der Hygiene.

Schlafstellen

In der Frühphase des Lagers, in den Sälen der beiden Gasthäuser in Bruttig und in Treis, mussten die Häftlinge zunächst auf dem blanken Boden schlafen. Mit der Einrichtung der Lager brachte sie die SS wenigstens in dreistöckigen Holzgestellen unter. Diese waren aber überbelegt, so dass viele (oder alle?) Häftlinge zu zweit in einem solchen schmalen Holzpritschen schlafen mussten. Zudem war es nicht einmal ihr eigenes „Bett“, da die beiden Tunnelkommandos in Treis und Bruttig ja in Wechselschicht arbeiteten.

(18)

In der letzten Folge dieser Reihe wurde versucht, den Alltag der KZ-Häftlinge näher zu beschreiben. Geschildert wurden die Arbeitsbedingungen - vor allem im Tunnel -, die für das Leben und Überleben der meisten Gefangenen entscheidend waren. Geprägt war der Alltag der Häftlinge auch durch andere Bedingungen, wie die Verpflegung, Kleidung und Unterkunft. Diese waren für die sehr harte Arbeit völlig unangemessen, ja katastrophal.

Hygiene und Unfälle

Weiter unerträglich war die Lage durch die hygienischen Bedingungen in den beiden Teillagern. Sie waren es schon tagsüber in der wenigen Zeit, die die Häftlinge in und vor ihren Blocks verbringen durften. Katastrophal waren sie des nachts. Dann durften die Gefangenen die Blocks nicht verlassen und mussten ihre Notdurft dort in einigen aufgestellten Kübeln verrichten. Diese reichten bei weitem nicht für die vielen Häftlinge aus. So kam es immer wieder vor, dass sich der Unrat auf dem Boden ergoss und auch fürchterlich stank. Hinzu kam, dass in den beiden Teillagern für die vielen Häftlinge nur wenige Wasserhähne zur Verfügung standen und die Körperreinigung – wie alles im Lager – nur unter großer Hetze möglich war.

Die Enge in den Baracken beeinträchtigte die Ruhe und Erholung, die die Häftlinge nach der schweren täglichen Arbeit gebraucht hätten. Das galt in besonderem Maße des nachts, wenn sich zwei Häftlinge ein schmales Bettgestell mit Stroh und einer

Decke teilen mussten. Aber auch tagsüber war das Leben und Überleben im Lager ein ständiger Kampf. Jede Essensausteilung, jeder Sitzplatz am Tisch, jede Minute am Wasserhahn, jede Benutzung der Latrine im Lager mussten erkämpft werden.

Und überall lauerten Gefahren, Verletzungen und Krankheiten. Bei der Arbeitshetze im Tunnel und der fehlenden Schutzkleidung gab es sehr oft Arbeitsunfälle, auch die schlimmsten.

Krankheiten

Zum Alltag im Lager gehörten Laus- und Flohplagen, Durchfälle, auch Epidemien kamen vor. Das stets schlechte, auch verdorbene Essen war fortwährend Ursache für die grassierenden Durchfälle. Sie wurden noch schlimmer, wenn die Häftlinge auf dem Weg zur Arbeit vor lauter Hunger Abfälle, Gras, Schnecken und anderes Getier aufsammelten und aßen. Die Hungerkrankheit begann mit seuchenartigem Durchfall und hatte eine systematische Ausmergelung des Körpers zur Folge. Das führte dann bis zum Tod.

Krankenversorgung

Für diese und andere Krankheiten gab es zunächst keinen Arzt im Lager. Aus den Erinnerungen von Dr. André Ragot wissen wir, dass er bald nach seiner Ankunft in Bruttig in das Teillager Treis geschickt wurde. Man versprach ihm dort eine leichte Arbeit, damit er sich abends um seine Kameraden kümmern konnte. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, dass damit keine wirkliche ärztliche Hilfe möglich war. Dafür blieb abends – nachdem Dr. Ragot schon einen 12-stündigen Arbeitstag hatte – nur wenig Zeit. Zudem hatte er ersichtlich keinerlei oder nur ein paar Medikamente und keine Instrumente zur Verfügung. Unklar ist auch, welchen „Behandlungsraum“ es für ihn und seine Mithäftlinge gab – sehr wahrscheinlich gar keinen. Auf jeden Fall war diese „Krankenversorgung“ nicht von längerer Dauer, da Dr. Ragot als NN-Häftling Cochem bereits am 7. April 1944 wieder verließ.

Allerdings gab es damals noch einen weiteren französischen Arzt im Lager, Dr. Roger Chazette. Er war ebenfalls mit dem 1. Transport vom 10. März 1944 aus dem KZ Natzweiler gekommen. Von ihm ist aber nicht bekannt, ob er überhaupt – wie Dr. Ragot – nach seinem Arbeitstag als ärztlicher Helfer eingesetzt wurde. Sein Aufenthalt im Lager war aber ebenfalls von kurzer Dauer, da er als NN-Häftling auch mit dem Transport vom 7. April 1944 nach Natzweiler rücküberstellt wurde.

Wie der 1. Lagerführer SS-Hauptsturmführer Beer später angab, war selbst seiner Meinung nach die ärztliche Versorgung nicht geregelt. Er besorgte dann – so seine Darstellung - einen Zivilarzt aus Cochem, der aber „nicht so recht arbeitete“. Dann sprach er einen „Militärarzt einer nahe gelegenen Militäreinheit“ an. Zu dessen Einsatz im Lager wusste Beer gar nichts zu berichten. Die medizinische Versorgung beschrieb Beer dann so, dass erkrankte Häftlinge „in der Unterkunft (blieben) und dort von einem Häftlingskrankenpfleger versorgt (wurden)“.

Bei diesem Häftlingskrankenpfleger handelte es sich wohl um den BVer Heinrich (Heinz) Gräper. Dieser wird in der Bestandsliste des KZ-Außenlagers Cochem vom

25. Juni 1944 als „Sanitäter“ aufgeführt. Nach dem Krieg gab ein ehemaliger Polizist namens Johann Heubeck an, dass er als SS-Mann u.a. im KZ-Außenlager Cochem gewesen sei und dort das „Sanitätspersonal der Häftlinge“ habe überwachen müssen.

All dies ist recht vage und zurzeit nicht weiter aufzuklären. Es ist aber davon auszugehen, dass die Krankenversorgung im Lager auf einem sehr, sehr niedrigen Stand war. Die Häftlinge sollten ja arbeiten und nicht „krankfeiern“. Zumindest anfangs gab es im Lager nicht einmal ein „Krankenrevier“. Nur ab und zu schaute wohl einmal ein ziviler Arzt aus Cochem im Lager vorbei.

Fleckfieberepidemie

Das änderte sich erst, als Mitte Mai 1944 in einem oder in den beiden Teillagern eine Epidemie ausbrach. Es war wohl eine Fleckfieberepidemie, nach der einen oder anderen Darstellung eine Typhusepidemie. Bekanntlich ähneln sich beide Krankheiten und sind für Laien kaum zu unterscheiden.

Diese Epidemie war auch aus der Sicht der SS eine Bedrohung. Denn dadurch waren Verzögerungen unvermeidlich. Je weniger Häftlinge den Tunnel herrichten konnten, desto später konnte man mit der Produktion beginnen. Auch machten die Kranken und die Toten der SS zusätzliche und unproduktive Arbeit. Große Angst hatten die SS-Leute auch um sich selbst, konnten sie doch von den Häftlingen angesteckt zu werden.

Häftlingsarzt Dr. Paul Lagey

Das war dann Anlass für die Lagerleitung des KZ Natzweiler, umgehend einen Arzt nach Cochem zu beordern. Das war Dr. Paul Lagey, ein französischer Widerstandskämpfer. Er war in Paris von der dortigen Gestapo verhaftet und am 24. Januar 1944 ins KZ Buchenwald verschleppt worden. Auf Intervention von Natzweiler verließ er am 18. Mai das KZ Buchenwald, wurde formal dem KZ Natzweiler unterstellt und traf im Einzeltransport am 21. Mai 1944 in Cochem ein. Dort blieb Dr. Lagey dann Häftlingsarzt bis zur Auflösung des Lagers.

Dr. Lageys Aufgabe war es dann, die Fleckfieberepidemie zu bekämpfen. Dabei schilderte der damalige Lagerführer SS-Hauptsturmführer Scheffe nach dem Krieg die Situation wie folgt: „Während meiner Anwesenheit im Lager brach dort das Fleckfieber aus. Um die Kranken von den anderen Häftlingen zu trennen, wurden Otto-Hütten aufgestellt. Das Fleckfieber hatte den Tod einer Anzahl von Häftlingen zur Folge. Die erkrankten Häftlinge wurden damals von einem Amtsarzt und einem Zivilarzt, der in der Nähe seine Praxis hatte, behandelt.“

Zu ergänzen ist diese Darstellung insoweit, dass der Amtsarzt und der Zivilarzt natürlich nicht maßgeblich die schwere und gefährliche Behandlung der Fleckfieberkranken im Lager übernahmen. Wenn der von Beer erwähnte Zivilarzt aus Cochem schon im „Normalbetrieb“ des KZ-Außenlagers „nicht so recht arbeitete“, dann spricht doch sehr wenig dafür, dass sich der (oder ein anderer?) Zivilarzt und der Amtsarzt bei der Bekämpfung der Fleckfieberepidemie für die KZ-Häftlinge

engagierten und in Kauf nahmen, sich mit der todbringenden Krankheit anzustecken. Sie mögen aus der Distanz nach dem Rechten geschaut, etwa die Aufstellung der Otto-Hütten und die Quarantäne der Kranken veranlasst haben. Aber die Behandlung der Kranken musste der eigens dazu nach Cochem beordnete Dr. Lagey leisten. Er war ja schließlich Häftling und – so die Sicht der SS – deshalb war es um ihn nicht schade, wenn er bei der Bekämpfung der Epidemie sein Leben lassen sollte – es war ja ohnehin nichts wert.

Außen-Arbeitskommandos

Zum Alltag des KZ-Außenlagers Cochem gehörten wesentlich die einzelnen Arbeitskommandos. Wie zuvor geschildert, waren das Lager und die Situation der Häftlinge geprägt von der Arbeit im Tunnel. Daneben gab es weitere Arbeitsstellen in und außerhalb des Lagers. Dort arbeiteten mehr oder minder große Kommandos, die morgens mit Soldaten der Wachmannschaft ausrückten und abends ins Lager zurückkehrten.

Ein wichtiges Kommando war das Bahnhofskommando, oder besser gesagt: die Bahnhofskommandos. Denn es gab zwei, ein Kommando am Bahnhof in Cochem und eins am Bahnhof in Karden. Diese beiden Kommandos mussten die dort ankommenden Züge mit Baumaterialien entladen und das Material auf Lkws umladen. Das war viel und harte Arbeit. Denn wie schon früher geschildert, wurden für den Innenausbau des Tunnels gigantische Mengen Baumaterial benötigt. Außerdem kamen im Laufe der Zeit auch die Maschinen der Firma Bosch für die Produktion der Zündkerzen an. Auch sie mussten zum Transport in den Tunnel umgeladen werden.

Weitere Außenkommandos waren das Steinbruchkommando, das Straßenbaukommando, das Waldrodungskommando, das Trafokommando und das Kiesbaggerkommando. Diese und andere Kommandos waren unterschiedlich schwer und unterschiedlich gefürchtet oder teilweise auch begehrt. Bisweilen entwickelte sich um die Aufnahme in ein solches Kommando ein Konkurrenzkampf.

(19)

In der letzten Folge dieser Reihe wurde weiterhin über den Alltag der KZ-Häftlinge berichtet. Auch wurden schon verschiedene Arbeitskommandos angesprochen.

Die verschiedenen Außenkommandos der beiden Teillager

Wichtige Kommandos – neben den „Tunnelkommandos“ – waren die Bahnhofskommandos in Cochem und Karden. Das Kommando am Kardener Bahnhof kam aus dem Teillager Treis, das am Cochemer Bahnhof aus Bruttig. Der Umfang der Arbeiten dort ist schwer abzuschätzen. Zwar wurden für den Innenausbau des Tunnels gigantische Mengen Baumaterialien gebraucht (550 Tonnen Baueisen, 275 Tonnen Maschineneisen, 145 Festmeter Rundholz, 610 Kubikmeter Schnittholz, 1.500 Tonnen Zement und 200.000 Ziegelsteine). Es ist jedoch nicht bekannt, wie viel davon mit der Bahn angeliefert, dann auf Lkws verladen und zum Tunnel gebracht werden

musste. Ein Teil konnte sicherlich mit den Moselfähren in Tunnelnähe oder sonst wie unmittelbar zum Tunnel befördert werden.

Auch wissen wir von einem Waldkommando. Das bestand aus 12 bis 14 KZ-Häftlinge aus dem Teillager Treis. Die Gefangenen mussten täglich ca. zwei Stunden lang bis auf den Pommerner Berg marschieren, um dort in den Wald Schneisen für Überlandleitungen zu schlagen. Mit diesen Leitungen sollte die Stromversorgung im Tunnel verbessert werden. Auf dem Weg zur Arbeit kam das Kommando durch den Ort Kail, dort waren die Arbeitsgeräte deponiert. Abends ging es diesen Weg wieder zurück. Darauf werden wir später noch zurückkommen.

Weiterhin sind ein - vom Teillager Bruttig aus eingesetztes - Straßenbaukommando wie auch ein Steinbruchkommando und ein Trafokommando namentlich bekannt. Das Trafokommando sollte eine Transformatorstation an der Bahnlinie zwischen Pommern und Klotten errichten, um die vom Pommerner Berg kommende Überlandleitung für die Tunnelanlagen nutzbar zu machen. Außerdem gab es eine Baustelle Fankel und dementsprechend ein Arbeitskommando Fankel. Eine weitere Baustelle gab es in Ebernach und dann auch ein Arbeitskommando Ebernach. Auf den Baustellen in Fankel und in Ebernach errichtete die Baufirma Fix Unterkünfte (Baracken) für die Arbeiter und Arbeiterinnen der Firma Bosch (WIDU). Neben eigenen Arbeitern der Firma Fix waren auch KZ-Häftlinge dabei beschäftigt.

Das Kiesbaggerkommando

Mehr wissen wir von einem Kiesbaggerkommando. Über dies berichtete der polnische Häftling Edward Szalachetka später folgendes:

„Eines Tages im Juni, während ich noch in Treis arbeitete, wurde ich mit meinem Freund Stanislaus Janas zu einem Kiesbaggerkommando beordert. Dort arbeiteten ca. 40 Häftlinge. Alle zwei Wochen kamen neue, weil die Arbeit so mörderisch war. Wer nicht früher starb, musste oft hier mit dem Leben bezahlen. Ein Transport aus Natzweiler brachte immer neue Häftlinge an. Ein deutscher Zivilmeister war der Verursacher, der die Häftlinge so zur Arbeit antrieb, dass es über ihre Kräfte ging. Sie wurden so stark geschlagen, dass viele von ihnen starben. Wie dieser Mensch hieß, weiß ich nicht mehr, aber er war ca. 65 Jahre alt, von kräftiger Statur und trug einen grünen Tirolerhut. Er hat viele Häftlinge auf dem Gewissen.

Am ersten Tag wurden von der 40er-Gruppe einige auf das Baggerschiff mitten auf der Mosel eingeteilt. Andere fuhren auf zwei Kähnen, die den Kies an Land brachten und dort von Hand abluden und auf einer Fläche lagerten. Der Rest der Häftlinge musste diesen Kies wieder auf vier Waggons aufladen. Waren diese Waggons gefüllt, brachte eine Lok vier neue Waggons. Die Beladenen wurden in den Tunnel gefahren, wo Tag und nach Betonarbeiten durchgeführt wurden.

Eines Tages, als ich mit meinem Freund den Kies auf die Waggons lud, kam der scharfe Bewacher und fragte uns, wer ein Maschinist sei. Ich meldete mich. Er sagte zu mir: ‚Wenn du mich belogen hast, musst du das mit deinem Leben bezahlen.‘ Er stieß mich arrogant zu dem deutschen Maschinisten, der auf der Lok stand, und rief: ‚Franz, hier hast du einen Helfer.‘“

Bedeutung der einzelnen Kommandos

Diese hier nur mögliche kursorische Erwähnung der einzelnen Arbeitskommandos ist in mehrfacher Hinsicht interessant.

Aus der Sicht der Häftlinge gab es also recht zahlreiche unterschiedliche Arbeitsstellen. Sie waren sicherlich unterschiedlich „schwer“. Das hing zum einen von dem jeweiligen Arbeitsbereich und auch von dem jeweiligen Kapo wie auch dem deutschen Vorarbeiter und der Bewachung ab. Zudem boten die einzelnen Kommandos unterschiedliche Möglichkeiten, mit der Bevölkerung in Kontakt zu treten und dadurch ggf. Zuwendungen zu erhalten. Auch wenn es konkret von Cochem nicht bekannt ist, so wissen wir doch aus Konzentrationslagern und anderen Außenlagern, dass es unter den Häftlingen immer wieder Konkurrenzkämpfe um tatsächliche oder vermeintliche „leichte“ Kommandos gab. Das ist auch gut vorstellbar für Cochem.

Mit Blick auf die Bevölkerung sorgten diese recht zahlreichen Arbeitskommandos für eine sehr vielfältige und große Nähe zu den KZ-Häftlingen. Für viele Einwohner zahlreicher Ortschaften im Raum Cochem waren die KZ-Häftlingen ein Teil ihres täglichen Lebens. Sie sahen sie auf dem Weg zur Arbeit, beobachteten sie auf manchen Arbeitskommandos und sahen sie dann auf dem Weg zurück in ihr Lager. Sie nahmen aber auch das „Personal“ wahr - die Soldaten und den einen oder anderen SS-Mann wie auch schon einmal einen Bluthund sowie die Kapos - und wie diese mit den Häftlingen umgingen.

Schließlich waren diese zahlreichen „Baustellen“ auch eine Herausforderung für die SS-Leute, vor allem für den jeweiligen Lagerführer. Denn er hatte doch allerhand zu beaufsichtigen. Das soll jetzt keineswegs Verständnis für diese SS-Führer schaffen, sondern allein die Situation aus der Sicht dieser NS-Täter beschreiben. Vor allem – und darum geht es hier – spiegelt sich in deren Arbeitsablauf auch das Alltagsgeschehen im KZ-Außenlager Cochem wider.

Bericht des SS-Lagerführers Walter Scheffe

Zur Illustrierung des Alltags der Lagerführer und in gewisser Weise auch des Lagers und seiner Häftlinge soll hier auszugsweise der Bericht über den Tagesablauf des Lagerführers Walter Scheffe wiedergegeben werden. Er stammt von Scheffes Verteidiger im Nachkriegsprozess vor einem französischen Militärgericht. Natürlich muss diese Darstellung sehr kritisch gesehen werden. Scheffe war der verantwortliche SS-Mann für den Arbeitseinsatz der Häftlinge und ihren Alltag. Zudem war es seine Einlassung in einem Strafprozess, in dem es für ihn im wahrsten Sinne des Wortes um Leben und Tod ging. Von daher war er bemüht, die Situation der Häftlinge im Lager und seinen Beitrag daran in einem möglichst günstigen Licht zu darzustellen. Andererseits schildert er den typischen Tagesablauf, der als solcher kaum beschönigt werden konnte.

Der 1908 im Kreis Altenkirchen geborene Scheffe kam als SS-Obersturmführer an die Mittelmosel. Er war ab Anfang Mai 1944 in Cochem und löste den 1. Lagerführer SS-Hauptsturmführer Rudolf Beer ab, nachdem es zu der bereits geschilderten Massen-

flucht von 21 Häftlingen am 24. April 1944 gekommen war. Scheffe wurde im Juni 1944 zum SS-Hauptsturmführer befördert und verließ Cochem dann am 9. Juli 1944. Sein Nachfolger war der SS-Untersturmführer Heinrich Wicker, der bis zur Auflösung des Lagers im September 1944 in Cochem blieb.

Wie alle Lagerführer wohnte Scheffe privat in Bruttig bei Frau Frieda Hess, Haus Nr. 139 auf der Straße nach Fankel, ungefähr 200 Meter vom Lager. Zu seinem Tagesablauf heißt es in dem Bericht seines Verteidigers wie folgt:

Tagesablauf des Lagerführers

„Er frühstückte morgens gegen 7 Uhr auf der Geschäftsstelle (Schreibstube des Lagers), wo er Truppenverpflegung empfing.

Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr begann er mit der Inspektion des Lagers, was ihn nicht länger als eine $\frac{1}{2}$ Stunde in Anspruch nehmen durfte. Dann wurde er vertreten durch den Lagerführer Keller, einen Oberschlesier, der durchaus vertrauenswürdig erschien. Der Küchenchef war ein Obergefreiter der Luftwaffe namens Martin, über dessen tadellose Amtsführung der Kaufmann Andreas Scherer in Lichtenfels Auskunft geben kann. (...) Scheffe brauchte also nach seiner Auffassung keine Sorge zu haben, dass in Bruttig in seiner Abwesenheit nicht in jeder Hinsicht für die Häftlinge ordnungsgemäß gesorgt worden wäre.

Um 8 Uhr etwa pflegte Scheffe nach Kochem herüberzufahren, um dort Besprechungen mit dem Führungsstab abzuhalten, sich mit dem Wirtschaftsamt ins Benehmen zu setzen, Post abzuholen und die Milchzufuhr durchzuführen. Dies musste bis $\frac{1}{2}$ 10 Uhr etwa erledigt sein. Um $\frac{3}{4}$ 10 Uhr etwa wurde das Kommando am Bahnhof Kochem revidiert, insbesondere die Postenkette überwacht, sowie danach das sogenannte Kommando Trafo. Bis um 10 Uhr musste das alles beendet sein. Dann wurde das Kommando am Bahnhof Karden in Augenschein genommen. Gegen 11 Uhr konnte Scheffe dann frühestens in dem wie gesagt 20 km entfernten Lager Treis erscheinen.

Im Tunnel war eine Postenkette abzugehen, die 2 km auseinandergezogen war. Bis 12 Uhr konnte bei flotter Gangart, und wenn nichts Besonderes vorfiel, dies erledigt sein. Dann begann der Dienst im Lager Treis. Hier stand Scheffe der Lagerführer Steininger zur Seite und ein Feldwebel der Luftwaffe Riedel aus Wien. Der Verbleib der beiden genannten ist unbekannt, desgleichen der Verbleib des Küchenchefs, dessen Name in Vergessenheit geraten ist. (...)

Scheffe musste froh sein, wenn er gegen 1 Uhr mit den notwendigsten Geschäften in Treis fertig war, so dass er gegen $\frac{1}{2}$ 2 Uhr wieder in Bruttig essen und auf der Geschäftsstelle sein konnte. Unverzüglich, ohne eine Stunde der Mittagspause, begann er dann wieder den Dienst auf der Geschäftsstelle und mit der Revision der Postenkette im Tunnel Bruttig.

Der drei Kilometer lange Tunnel musste abgegangen werden, was vielleicht bis gegen mittags 5 Uhr geschafft sein konnte. Dann war die Kiesbaggerstelle in Augenschein zu nehmen, die Baustelle Fankel, die Baustelle Ebernach, kurz es war

eine derartige Fülle weit verzweigter Arbeit zu leisten, dass es einer mindestens monatelangen Beschäftigung in Treis-Bruttig bedurft hätte, um nur mit einiger Sicherheit festzustellen, wo man die Dinge laufen lassen konnte, wie sie durch die Unterführer geleitet wurden, und wo man hingegen ständig ein Augenmerk darauf zu richten hatte.“

(20)

In den letzten Folgen dieser Reihe wurde über den Alltag der Häftlinge berichtet, auch über ihre Arbeitskommandos und über den typischen Tagesablauf des Lagerführers, des SS-Obersturmführers Scheffe.

Um ansatzweise den Alltag der KZ-Häftlinge nachvollziehen zu können, muss hier auch auf deren Kontakte zur Außenwelt und zu Mithäftlingen eingegangen werden.

Kontakte der Häftlinge zur Außenwelt

Briefe waren die wichtigste Kontaktmöglichkeit nach außen. Vielen war jedoch der Briefkontakt verboten (etwa den „Nacht-und-Nebel“-Häftlingen). Anderen stand diese Möglichkeit nicht offen, weil ihre Angehörigen in Gebieten lebten, die von der Post nicht bedient wurden, wie z.B. in den Operationszonen des Heeres in der Sowjetunion und Italien. Überdies mussten die Briefe der Häftlinge die von der SS eingerichtete Zensur passieren. Das bedeutete zum einen, dass die Briefe in Deutsch geschrieben werden mussten – damit die Zensoren sie lesen konnten. Und zum anderen musste der Inhalt der Briefe so gehalten sein, dass die Zensoren keinen Anstoß daran nahmen.

Außerdem konnten die Häftlinge in der späteren Zeit des Lagers Päckchen und „Pakete“ auch mit Lebensmitteln erhalten. Es mögen insgesamt einige hundert gewesen sein. Man darf sich das aber nicht „luxuriös“ vorstellen. Es konnten ja nur länger haltbare Lebensmittel geschickt werden, die den langen Transport etwa von Polen an die Mosel und unter den Bedingungen des Krieges unverdorben überstanden. Auch wissen wir von anderen Lagern, dass diese wie die Briefe kontrolliert wurden und sich die Kontrolleure dabei schon einmal den besseren Inhalt aneignen konnten. Dies mag im KZ-Außenlager Cochem auch so gewesen sein. Jedenfalls mussten die Absender der Pakete darauf bedacht sein, bei den Kontrolleuren keine Begehrlichkeiten auf den Inhalt zu wecken.

Wie solche Sendungen schließlich in den Besitz von Häftlingen gelangten, schilderte später der polnische Häftling Edward Szlachetka. Als er – wie er angab – im April/Mai 1944 nach Hause schreiben konnte, teilte er seinem in Krefeld in einem Lager arbeitenden Bruder seine Adresse in Bruttig mit – dies möglicherweise deshalb, weil sein Bruder ein wenig Deutsch verstand bzw. sich im Lager bei der Übersetzung helfen lassen konnte und daraufhin die Eltern in Polen über den Verbleib des Sohnes und dessen Wunsch nach einem Paket informieren konnte. Die Eltern Szlachetka schafften es dann auch noch, vor dem Vormarsch der sowjetischen Armee in das von Hitler-Deutschland besetzte Polen, d.h. noch vor dem 22. Juli 1944, ihrem Sohn Edward vier Essenspakete zu schicken. Das erste Paket erhielt er noch an der Mosel, die drei übrigen erreichten ihn erst – nach seinem Rücktransport ins Hauptlager

Natzweiler und der Weiterverlegung in das KZ Bergen-Belsen – im Oktober 1944 in Bergen-Belsen.

Solidarität unter den Häftlingen

Sehr wichtig, aber auch schwierig waren persönliche Kontakte zu anderen Personen unmittelbar. Diese ergaben sich mehr oder minder intensiv zu dem einen oder anderen Häftling oder auch Häftlingsgruppe sowie zu den Arbeitern der am Bau beteiligten Firmen und zur Bevölkerung.

Mit den Kontakten zu den anderen Häftlingen ist das Thema Solidarität angesprochen. Das muss man vor dem Hintergrund sehen, dass jedenfalls die SS-Leute und die Kapos ein Interesse daran hatten, freundschaftliche Beziehungen und Solidarität im Lager zu unterbinden. Denn entsprechend dem alten Grundsatz „divide et impera“ („teile und herrsche“) war es für sie leichter, die Kontrolle über das Lager und die Häftlinge auszuüben und zu behalten. Solidarisches Handeln war auch deshalb schwer, weil sich die Häftlinge untereinander teilweise sprachlich schlecht verständigen konnten. Inwieweit Sprachbarrieren wirklich ein (großes) Hindernis im KZ-Außenlager Cochem waren, lässt sich allerdings nur schwer beurteilen. Zwar stammten die Häftlinge aus ca. 20 Ländern, aber die allermeisten von ihnen waren doch Polen sowie Russen, Ukrainer und andere russisch Sprachige, so dass die sprachliche Kommunikation zwischen diesen möglich war.

Zudem gab es auch nationale und kulturelle und dann auch politische Unterschiede, die ebenfalls Hindernisse bildeten – und das auch zwischen Landsleuten.

„Hierarchisierung“ der Häftlinge

Alle diese Unterschiede nutzte die SS aus, indem sie – auch entsprechend ihres Rassenwahns - eine „Hierarchisierung“ der Häftlinge vornahm. Tendenziell am besten ging es den „reichsdeutschen“ Häftlingen, selbst dann, wenn sie keine Funktionshäftlinge waren. In der Häftlingshierarchie folgten ihnen dann Menschen „artverwandten Blutes“, das waren Norweger, Holländer u.a. Auch die Franzosen waren noch etwas gelitten. Am unteren Ende der Hierarchie standen die Häftlinge aus den „Ostvölkern“. Das waren die Polen und nach ihnen noch die Russen. Bei den Polen und Russen wurde noch zwischen den „Zivilarbeitern“ („AZA“) und den Kriegsgefangenen differenziert. Die russischen Kriegsgefangenen standen im KZ-Außenlager Cochem auf der untersten Stufe der Hierarchie. (In der „allgemeinen Hierarchie“ standen unter ihnen nur noch die jüdischen Häftlinge, nach den bisherigen Erkenntnissen gab es indessen in den beiden Lagern keine Juden, jedenfalls keine, die als solche aufgefallen waren.).

Dabei nutzte die SS nationale und politische Spannungen zwischen den Häftlingen, um sie gegeneinander aufzuwiegeln und sie dadurch besser zu beherrschen. In seiner menschenverachtenden Art beschrieb der Reichsführer SS Himmler dieses perfide System 1944 vor Generälen der Wehrmacht so:

„Erwähnen darf ich noch etwas, das wir selbstverständlich machen. In diesen Lagern ist der Pöbel aller Völker Europas: Juden und Russen und Polen und Tschechen und

Franzosen. Was es irgendwo an irgendwelchen Verbrechern gibt in den von Deutschland besetzten Gebieten, das wird hier abgeliefert. Weil wir mit den Deutschen allein nicht auskommen, wird es hier also selbstverständlich so gemacht, dass ein Franzose der Kapo über Polen, dass ein Pole der Kapo über Russen, dass ein Italiener hie und da einmal - sehr oft passiert das nicht – der Kapo über andere ist, dass eben hier nun eine Nation gegen die andere ausgespielt wird. Dinge, die eben notwendig sind, wie ich vorher sagte, bei diesem merkwürdigen Volk der Asozialen.“

Es ist nachvollziehbar, dass dieses System eher Zwietracht als Eintracht unter den Gefangenen schuf. Entsolidarisierend wirkte auch, dass die Häftlinge mit tatsächlichen oder vermeintlichen Spitzeln und Denunzianten rechnen mussten. Um sich bei der SS selbst in ein besseres Licht zu rücken und/oder auch nur kleine Vorteile zu erlangen, konnte es passieren, dass der Häftling von nebenan - der auf der Pritsche oder im Arbeitskommando – etwas Negatives erzählte. Das musste nicht so sein, aber es konnte sein und man musste damit rechnen.

Spielräume – auch für Hilfe

Zudem ergaben sich – wie schon zuvor geschildert – im Lageralltag verschiedentlich Konkurrenzsituationen, wie etwa bei der Zusammenstellung von Arbeitskommandos. Da die Kommandos unterschiedlich „schwer“ waren bzw. aus anderen Gründen „begehrt“ sein konnten, war das Interesse und die Einflussnahme recht groß, in das eine oder andere zu kommen bzw. nicht zu kommen. Sogar innerhalb eines Kommandos konnte es große Unterschiede geben.

Ein Schlaglicht auf solche Situationen wirft die Schilderung des bereits erwähnten polnischen Häftlings Edward Szlachetka. Wie in der letzten Folge berichtet, war er im Juni 1944 zum Kiesbaggerkommando abkommandiert worden. Das war ein sehr schweres Kommando, was vor allem auch am Aufseher lag. Szlachetka nannte ihn einen Sadisten, sehr brutal, der die Häftlinge schlug und beleidigte. Dieser suchte für die Lokomotive, die die Loren für den Kies beförderte, einen Maschinisten. Als solcher meldete sich der polnische Häftling und wurde auch genommen. Später schrieb er darüber.

„Aber ich war kein Maschinist. Auch war ich vorher nie auf dem Führerstand einer Lokomotive. Panische Angst hat mich dazu getrieben, einfach zu fliehen, mein Bauchgefühl hat mir geraten, auf dieser Lokomotive Rettung zu suchen. Drinnen war ein Maschinist, der eine Pfeife rauchte. Er fragte mich: ‚Wie heißt du?‘ - ‚Edward‘, antwortete ich. ‚Was bist du für ein Landsmann?‘ - ‚Pole‘, antwortete ich. Er erklärte mir, dass die rechte Seite der Kabine zu meinem Bereich gehört. Dort stand ein Metallschrank, der als Tisch diente. Die linke Seite gehörte zum Bereich des Maschinisten. Er erklärte meine Aufgaben: Kohle in den Ofen schaufeln, Ankoppeln, Abkoppeln der Waggons, Weichenstellen.“

Dieser Mann – so Szlachetka – war sein „Chef“/„Meister“. Er war anders als der Aufseher, war etwa 65 Jahre alt, Invalide und humpelte aufgrund einer Beinverkürzung. Sein „Chef“ konnte ihn vor dem Aufseher in Schutz nehmen. Szlachetka war dann fünf Wochen bei dem Kiesbaggerkommando. In dieser Zeit

haben es die 40 Häftlinge im übrigen Kommando nicht lange ausgehalten. Entweder wurden sie krank oder vom Aufseher totgeschlagen. Die gesamte Arbeitskolonne war deswegen schon zweimal ausgetauscht worden. Während das ein „mörderisches“ Kommando war, ging es ihm mit seinem Chef viel besser. Er hatte auf der Lok eine leichtere Arbeit und einen akzeptablen Chef.

Dieses Schlaglicht zeigt nicht nur, dass es unterschiedliche schwere Kommandos gab und sogar Unterschiede innerhalb ein und desselben Kommandos, sondern auch, dass die zivilen Aufseher, Vorarbeiter, „Meister“ nicht zwangsläufig brutal und menschenverachtend handeln mussten.

(21)

In der letzten Folge in der Reihe wurde über die Kontakte der KZ-Häftlinge zur Außenwelt und diese zu ihnen mit Briefen und Paketen berichtet sowie über das Verhältnis der Gefangenen zueinander und zu ihren zivilen Aufsehern, Meistern, Chefs.

Dabei zeigten die Schilderungen des polnischen KZ-Häftlings Edward Szlachetka auf, dass die Zivilen nicht zwangsläufig brutal und menschenverachtend sein mussten, sondern Spielräume hatten, um die Gefangenen angemessen zu behandeln.

Interessant ist die Schilderung von Edward Szlachetka auch deshalb, weil er darin erwähnt, von seinem „Chef“ sogar mit zusätzlichem Essen versorgt worden zu sein und davon seinem Freund Stanislaw Janas, der im „normalen“ Kiesbaggerkommando war, abgeben können. Die „Wohltaten“ eines Chefs konnten also über eine angemessene Behandlung der Häftlinge bei der Arbeit hinausgehen und eine richtige Hilfe sein. Überdies ist das ein Beweis dafür, dass eine Solidarität unter den Häftlingen möglich war, und zwar in Kleingruppen, Freundschaften und anderen Sympathiegrüppchen. Lesen wir, was Edward Szlachetka dazu nach dem Krieg schrieb:

Hilfe vom „Chef“ und für Freund

„Täglich um die Mittagszeit ging er (der „Chef“, Erg. d. A.) zu einer Baracke, in der die deutschen Arbeiter ihre Mahlzeit einnahmen. Wenn er zurückkehrte, hatte er eine Kanne Suppe dabei. Wir machten uns an die Arbeit. Ich war so hungrig, und der Gedanke, dass auf meiner Seite des Führerstandes der Lok die Suppe stand, machte es auch nicht besser. Dann aber wollte mein Chef wissen, warum ich die Suppe nicht gegessen hätte. Ich war verblüfft, aber der Chef sagte, dass die Sachen, die auf meiner Seite der Kabine lägen, mir gehören. Ob ich das begreifen würde? Ich bejahte, nahm einen Löffel aus der Tasche und habe die Suppe genossen. Es war eine Nudelsuppe, anders gekocht als für Häftlinge, mit vielen Nudeln und sehr schmackhaft. Als ich sie fast zur Hälfte aufgegessen hatte, zwang ich mich dazu, den Rest für meinen Freund Stach (Stanislaw Janas, Erg. d. A.) übrigzulassen. (...) Stach hat den Rest der Suppe schnell aufgegessen, ohne etwas zu sagen. Das ganze Unterfangen war nicht ‚ohne‘, sogar sehr gefährlich für mich und auch meinen Chef.“

Als Szlachtektas „Chef“ mitbekam, dass dieser sein Essen mit seinem Freund „Stach“ teilte, brachte er mittags zwei Schüsseln mit Suppe mit, eine Schüssel für Edward Szlachtektas und eine Schüssel zur Weitergabe an den Freund „Stach“. Abends war der „Chef“ dann der letzte, der nach dem Abendbrot die Essensbaracke verließ. So konnte er unbeobachtet die Brotreste aufsammeln. Da kam schon das eine oder andere zusammen, gerade auch die Krusten der Brotscheiben, die ältere Menschen, die Probleme mit dem Kauen haben, gern abschneiden und zurücklassen. Diese Reste deponierte der „Chef“ auf Szlachtektas Seite der Lok – und das jeden Tag von Montag bis Samstag, am Sonntag war der „Chef“ bei seiner Familie in Köln.

Solidarität unter Häftlingen

Auch andere Häftlinge berichteten nach der Befreiung über Hilfe und Unterstützung durch Kameraden, sehr oft durch Freunde, die sie schon vor der Haftzeit kannten oder mit denen sie sich im KZ angefreundet hatten. So schrieb der französische NN-Häftling und Arzt Dr. André Ragot über die Ankunft in seinem „Nachtlager“ in Treis: „Von jetzt an werde ich in einer mit Stroh gefüllten Kiste schlafen, die ein Freund, Guéret, mit mir brüderlich teilen wird, denn wir teilen alles und wir haben mehr Elend als andere Dinge zu teilen. Es war nicht die Rede von Freude noch von irgendwelchen guten Dingen. Sogar unsere Kräfte wurden zusammengelegt. Als mein Kamerad an Ruhr erkrankt war und auf dem Weg zum höchstgelegenen Punkt zusammenbrach, nahm ich ihm seine Schaufel ab, damit er sich erholen konnte. Später war er es, der sich meiner annahm, um mich zur Arbeit zu schleppen, als ich krank war.“

Ein anderer französischer NN-Häftling, Roger Monty, der wie Dr. Ragot nur kurze Zeit in Cochem war und am Karfreitag, dem 7. April 1944, in das Hauptlager Natzweiler zurückkehren konnte, stimmte später das Hohelied der Solidarität an und schrieb über Natzweiler-Struthof, sein erstes Konzentrationslager, und Cochem, sein erstes „Kommando“:

„Dort habe ich die ersten Leiden erlebt, dort war ich dem Tod sehr nahe. Dort habe ich zeitweise Schandtaten gesehen, habe gesehen, wie Menschen aufgegeben wurden – was zu verzeihen ist in dieser erbarmungslosen Welt von Grausamkeiten.

Dort habe ich die Größe des Menschen erlebt, die gegenseitige Hilfe und Solidarität, die allein oder in der Gruppe ausgeübt wurde, wo sich alle gegenseitig ergänzt haben. Hier wie in den anderen Lagern rettete einen die Solidarität, soweit es machbar war. Sie war Hoffnungsträger und zu jeder Zeit moralische Unterstützung, sie war Bestandteil des Geistes und der Ethik des Widerstands angesichts dieser schändlichen Bestie, die ihre zerstörerischen Flügel über uns ausbreitete.“

Kampf ums Überleben

Neben diesen „beruhigenden“ Bildern der Solidarität schildern die gleichen Berichte aber auch andere, die ebenfalls zum Häftlingsalltag gehörten. So heißt es etwa bei Dr. Ragot zur Essensausgabe:

„Nachdem die Essensausgabe beendet war, gab es ‚Nachschlag‘, einen halben Liter Suppe. Aber anstatt sie der Reihe nach zu verteilen, wurde die Tür des Verschlags (in dem die Häftlinge ihr Essen einnahmen, Erg. d. A.) ein bisschen – ein ganz kleines bisschen – geöffnet. Da gab es eine grauenhafte Schlacht, um dort herauszukommen. Und sobald man draußen war, musste man sich prügeln, um eine Portion zu bekommen. Ein großer, sehr hässlicher Russe, den die Deutschen ‚Stalin‘ nannten, bekam jeden Tag seinen halben Liter extra, den er verschlang – während ihm das Blut aus der Nase oder dem Mund tropfte, so viele Schläge hatte er abbekommen für die Suppe.“

Vielschichtig und widersprüchlich ist auch das Bild, das der eine oder andere Häftling von den zivilen Aufsehern Meistern und „Chefs“ zeichnet. Da gab es Sadisten wie den von Edward Szlachetka beschriebenen Aufseher des Kiesbaggerkommandos und seinen „Chef“, den „guten Menschen“.

Gefährliche Hilfe

Ein anderes Beispiel ist das Schicksal zweier luxemburgischer Arbeiter der Baufirmen Fix und Bauwens. Einer der beiden, Johann Peter Wilwert, war von Italienern, die seit einigen Jahren in Luxemburg lebten und dann KZ-Häftlinge wurden, gebeten worden, Briefe in die Heimat zu schmuggeln. Auch sorgte Wilwert dafür, dass der andere luxemburgische Arbeiter Brot, Butter, Wurst und Rasierartikel für die Häftlinge besorgte. Nachdem diese ohne Gegenleistung erbrachte Hilfe herauskam, wurden beide Luxemburger von der Gestapo Koblenz in „Schutzhaft“ genommen und verhört. Am 14. Dezember 1944 verschleppte man Wilwert in das Konzentrationslager Buchenwald, wo er am 7. Januar 1945 verstarb. Der andere Luxemburger kam aus der „Schutzhaft“ in Koblenz nach Saarbrücken. Dort verliert sich seine Spur.

Ebenso vielschichtig und widersprüchlich sind die Informationen zu den Kontakten und dem Verhalten der Bevölkerung. Um das näherungsweise einordnen zu können, muss man sich vergegenwärtigen, dass die Einwohner von Bruttig und von Treis nahezu Haus an Haus mit den KZ-Häftlingen lebten. In Bruttig mussten die Gefangenen frühmorgens durch den Ort zur Arbeit im Tunnel marschieren und abends ging es für sie auf demselben Weg wieder zurück in ihre Bracken. Diese standen „Auf der Kipp“ direkt neben den Häusern der Einheimischen. Auch andere Arbeitskommandos mussten durch den Ort, sei es Bruttig oder Treis, und das entweder zu Fuß in „Marschkolonnen“ oder auf dem Lkw und dann abends wieder zurück. In der Gaststätte Hess in Treis wohnte sogar der Lagerführer, dort gab es auch die Schreibstube des KZ-Außenlagers. In Bruttig waren die Wachsoldaten in der Nähe des Lagers untergebracht. Geradezu auf Schritt und Tritt waren die Bewohner von Treis und von Bruttig mit den KZ-Häftlingen und ihrem unbeschreiblichen Elend und Leiden konfrontiert – wenn sich nach der Arbeit die Häftlinge in ihre Baracken schleppten und dabei die Toten des Tages in der Schubkarre bei sich hatten. Das war in der Tat das „kleine KZ“ in der Nachbarschaft.

Die SS tat alles, um die Einwohner von den KZ-Häftlingen abzuhalten. So log man ihnen vor, dass das Schwerverbrecher und Zuchthäusler seien - „Abschaum“, der keinerlei Mitleid verdiente. Ihre Lage im Ort sei die gerechte Strafe für ihre

Verbrechen. Außerdem belehrte man die Einheimischen, dass jeglicher Kontakt und jede Hilfeleistung für diese Menschen verboten seien und sehr streng bestraft würden. Tatsächlich wurden auch Exempel statuiert. Das geschah mit den beiden luxemburgischen Arbeitern.

Ein anderes Beispiel ist der Fahrer des örtlichen Bauleiters der Firma Fix. Dieser hatte offensichtlich von den Häftlingen Goldstücke angenommen, die sie ihm gaben, weil sie sich dadurch Vorteile durch ihn als Fahrer des Bauleiters versprachen – oder weil er sie gefordert hatte. Jedenfalls wechselte er – was auch im Ort bekannt war – umgehend die Seiten und musste von einem Tag auf den anderen zusammen mit den KZ-Häftlingen Schwerstarbeit leisten.

Da wundert es nicht, wenn viele Einwohner lieber wegschauten, als den Häftlingen zu helfen.

(22)

In der letzten Folge der Reihe wurde über Solidarität unter den Häftlingen und über Hilfe von außen berichtet. Dabei war auch das schwierige Verhältnis der Bevölkerung zu den Gefangenen angesprochen. Dazu gibt es sehr unterschiedliche Stimmen. Eine davon ist die des französischen NN-Häftlings Dr. André Ragot. Er schrieb in seinen Erinnerungen über seine etwa 3 1/2-wöchige Haft im Teillager Treis:

Dr. André Ragot zum Mitgefühl der Bevölkerung

„Eines Tages – das ist das einzige Mal, dass ich eine Geste der Güte von einem zivilen Deutschen festzustellen hatte – hat ein Mann zwei Äpfel vor mir auf der Straße niedergelegt und ist geflüchtet. Eine einzigartige Geste. Im Gesamten gesehen waren sie alle Nazis, eingeschrieben in der Partei (NSDAP, Erg. d. A.) und sie sagten uns: ‚Der Krieg! Noch sechs Jahre! Also, ihr werdet selbstverständlich alle vorher krepieren!‘ Wir antworteten ihnen: ‚Ihr auch, mit den Bombenangriffen!‘ Das hatte nicht den Anschein, ihnen zu gefallen, und ihre Beunruhigung erfüllte uns mit Wohlbehagen.“

Wie sehr André Ragot unter diesen Erniedrigungen litt, zeigen auch seine weiteren Ausführungen:

„Die Menschen betrachteten uns im Vorbeigehen ohne Mitleid. Wir waren schließlich Banditen, Zwangsarbeiter! Also eines Tages nachdem ich einem Zivilisten, der mich gefragt hatte, was ich mache, gesagt hatte, dass ich Arzt war, kamen alle, die in der Nähe waren und betrachteten mich wie ein seltsames wildes Tier. ‚Was hast du gemacht‘, sagten sie mir erstaunt. ‚Ich liebte mein Land, so wie Sie das Ihre lieben, zweifelsohne‘, habe ich ihnen geantwortet.“

Ob sie verstanden haben (...)? Haben sie verstanden, dass es kein Pardon gibt für einen Menschen, der einen anderen Menschen – sei es auch sein Feind, - so behandelt, so wie sie uns behandelt haben? Denn alle Schikanen tendierten dazu, uns zu erniedrigen, uns zu Tieren zu machen, mit unserer Kleidung, unseren geschorenen Haaren, der Enge, in der wir lebten, unser Umgeben sein von Kriminellen, der Zwangsarbeit, der Anonymität jedes Einzelnen,“

Ein Apfel auf der Fensterbank

Andere hatten zum Teil eine andere Wahrnehmung. Das waren vor allem die Bewohner von Treis und von Bruttig. Nicht wenige von ihnen berichteten davon, den Häftlingen auf dem Weg zur Arbeit oder zurück etwas zugesteckt zu haben - da einen Apfel, dort ein Stück Brot, mal eine Birne oder einen Brotkanten fallen gelassen oder auf die Fensterbank gelegt zu haben.

All dies und mehr hat es sicherlich gegeben – auch wenn das nicht „aktenkundig“ geworden und „bewiesen“ ist. Die Frage ist „nur“, in welchem Umfang das geschah und ob und wie man die Häftlinge das Mitgefühl spüren ließ. Und bei allem muss man auch die Lügen der SS über die Häftlinge („Schwerverbrecher, Zuchthäusler, Abschaum“) und die angedrohten Strafen bedenken. Ebenfalls muss man sehen, dass die damaligen Bewohner von Treis und Bruttig sich die Einrichtung und den Betrieb des KZ-Außenlagers im Dorf und die Existenz und Behandlung der Häftlinge in der unmittelbaren Nachbarschaft nicht ausgesucht hatten. Da tat es gut und war eine „Entlastung“ des schlechten Gewissens, Zuschauer und Mitwisser dieser Verbrechen zu sein, wenn man von vielfältigen Hilfeleistungen für die gequälten und leidenden Menschen berichtete.

Hilfe der Bürger von Kail

Eine große Ausnahme war die Hilfe Kailer Bürger, die auch durch zahlreiche Zeitzeugen nachgewiesen ist. Durch den Ort Kail zogen täglich zweimal 12 bis 14 KZ-Häftlinge, die auf dem Pommerner Berg Schneisen in den Wald für eine Überlandleitung schlagen mussten. Sie kamen von Treis und hatten ihre Arbeitsgeräte in einer Stellmacherei deponiert. Wie es heißt, mussten die Kailer jeden Tag das Elend der Häftlinge mit ansehen, konnten es aber nicht ertragen. Deshalb stand eines Morgens ein Topf Kartoffeln auf einem Mäuerchen vor der Stellmacherei. Die Gefangenen machten sich darüber her, ohne dass die Wachsoldaten dagegen einschritten. Bei der nächsten Gelegenheit fasste der Stellmacher Mut und fragte, ob die Häftlinge etwas zu essen haben dürften. Die Soldaten hatten nichts dagegen. Und so erhielten die Gefangenen eine Mahlzeit in der Waschküche bzw. Werkstatt und die Wachleute aßen in der Küche.

Diese Hilfsaktion einer einzelnen Familie sprach sich in Kail schnell herum. Sehr bald kamen regelmäßig Frauen aus der Nachbarschaft und brachten Taschen voller Lebensmittel, Brot, Kartoffeln, Obst und geschmierten Brote, diese waren besonders beliebt. Fast das ganze Dorf setzte sich so für die KZ-Häftlinge ein. Erstaunlicherweise wurde diese Aktion auch nicht verraten – nicht von den anderen Dorfleuten und auch nicht von den Wachsoldaten. Sie dauerte an, bis dieses Kommando vier, fünf Monate später aufgelöst wurde.

Eine Art Resümée

Über die Hilfe der Bevölkerung insgesamt kann man viel so oder so reden – man wird zu keinem Ergebnis kommen, es sei denn zu einem „ich weiß nicht“. Schließlich haben wir Heutige das alles nicht erlebt. Und die ganz wenigen noch lebenden Zeitzeugen können aus eigenem Wissen nur von der einen oder anderen Hilfeleistung

berichten. Wie soll man auch im Nachhinein die ganze Situation angemessen bewerten? Immerhin gab es durchschnittlich 1.500 Häftlingen in den beiden Teillagern Treis und Bruttig, die täglich einmal zur Arbeit hin und einmal wieder zurück gingen – und das fünf Monate lang. Das waren theoretisch 450.000 Gelegenheiten zur Hilfe. Dieses Rechenbeispiel zeigt, wie solche Überlegungen nur in die Irre führen können. Und ein weiteres: Für einen absolut Hilfsbedürftigen ist eine gewisse Hilfe immer zu wenig; und für einen sich der Gefahr der Bestrafung aussetzenden Helfenden ist jede Hilfe eine große Tat.

Was schrieb der polnische Häftling Josef Samluk, der später als André Ragot in Bruttig war – zu einer Zeit, in der die Leute in Bruttig etwas mehr über die Gefangenen wussten und die Siegesgewissheit nach der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie immer seltener und unwahrscheinlicher wurde:

„Die Arbeits- und Lebensbedingungen waren sehr schlecht. Der Gesundheitszustand und die physischen Kräfte schmolzen von Tag zu Tag und die Sterblichkeitsrat war sehr hoch. Das Aussehen der Gefangenen war erbärmlich. Es war ein furchtbarer Anblick für die Leute aus Bruttig, wenn diese geschundenen Gefangenen mit einer Eskorte täglich durch Bruttig zum Tunnel geführt wurden. Wenn wir frühmorgens zum Tunnel geführt wurden, kam Pfarrer (Reiter, Erg. d. A.) öfter vor die Kirche und schaute uns lange und ernst an. Viele von uns haben das als Solidarität mit uns empfunden und als Ausdruck gegen das Unrecht der Nazis. (...) Pfarrer (Reiter, Erg. d. A.) behielt ich in guter Erinnerung, auch einen älteren Herrn, der uns bei der Arbeit an der Mosel beaufsichtigte. Er hat mit uns sein eigenes Brot geteilt.“

Verletzungen und Krankheiten

Zum Alltag der Häftlinge gehörten auch Verletzungen und Krankheiten. Schwere und schwerste Verletzungen gab es immer wieder bei der harten Arbeit, die die Häftlinge geschwächt und völlig unzureichend ernährt täglich leisten mussten. Die braune Brühe morgens, der Liter Wassersuppe mittags und der Kanten Brot mit einem Kleks Marmelade abends führten sehr bald zur körperlichen Auszehrung und diese wiederum zu zahlreichen Krankheiten.

Die meisten Häftlinge litten an Magen-Darm-Erkrankungen, viele an Hungerödemen, Tuberkulose und Wundentzündungen. Für diese Krankheiten gab es praktisch keine medizinische Versorgung. Bis zum Karfreitag, bis zum 7. April 1944, waren unter den Häftlingen zwei Ärzte, Dr. André Ragot und Dr. Roger Chazette. Von Dr. Ragot wissen wir, dass er sich im Teillager Treis um die kranken Häftlinge kümmern sollte. Das geschah nach seiner eigentlichen Arbeit als Häftling und ersichtlich ohne eigenen Raum, Instrumente und mit allenfalls ganz wenigen und kaum wirkungsvollen, speziellen Medikamenten.

Nach dem Rücktransport der beiden Ärzte in das Hauptlager Natzweiler bestand das gesamte medizinische Personal wohl nur aus dem Häftling Heinrich (Heinz) Gräper. Gräper war ein langjähriger Häftling, der sich im Betrieb eines Konzentrationslagers auskannte. Im März 1939 war er als „Grüner“, als befristeter Vorbeugehäftling (BVer), im Jargon Berufsverbrecher, ins Konzentrationslager gekommen. Da er von

Beruf offenbar Sanitäter war, wurde er als Funktionshäftling in dieser Funktion auch in Cochem eingesetzt. Eine wirkliche Krankenversorgung war damit nicht möglich. Das war auch gar nicht von der SS beabsichtigt. Die Häftlinge sollten arbeiten und arbeiten - und wenn das nicht mehr ging zugrunde gehen. Es gab ja genug in den Konzentrationslagern, allein mit dem Transport am 7. April 1944 waren 700 Gefangene aus dem KZ Lublin-Majdanek und am 3. Mai 1944 850 aus dem KZ Auschwitz an die Mosel gekommen.

Die medizinische Versorgung änderte sich – wie schon früher berichtet – Mitte Mai 1944 mit der Ankunft des französischen Häftlings Dr. Paul Lagey. Lagey kam mit einem Einzeltransport vom 19. Mai 1944 und wurde dann offiziell als Häftlingsarzt eingesetzt. Hintergrund war aber keine allgemeine „Wohltat“ der SS für die ausgemergelten und kranken Häftlinge, sondern vielmehr die Bekämpfung des Fleckfiebers. Die dort ausgebrochene Epidemie war eine Bedrohung für das gesamte Lager, nicht nur für die Häftlinge, sondern auch für die zivilen Arbeiter und die SS-Leute. Um diese einzudämmen, wurde die SS aktiv und kümmerte sich insoweit um eine Krankenversorgung.

(23)

In der letzten Folge dieser Reihe wurde über Verletzungen und Krankheiten der KZ-Häftlinge berichtet und über die völlig unzureichende medizinische Versorgung sowie die Hungerrationen trotz schwerster Sklavenarbeit. Unter diesen Umständen gab es immer mehr „Muselmänner“ – so der Lagerausdruck für die geschwächten und nicht mehr arbeitsfähigen Gefangenen -, die an Hunger, Entkräftung und unbehandelten Krankheiten schwer litten.

Rücküberstellungen ins Hauptlager Natzweiler

Wer sich nicht selbst oder mithilfe von Kameraden erholte, wurde „ausgesondert“ und in andere Lager abgeschoben. Das war ein in (kleineren) KZ-Außenlagern übliches Verfahren und wurde auch im Außenlager Cochem praktiziert. Vor allem gab es Rücktransporte in das Hauptlager nach Natzweiler. Wir wissen von vielen Verlegungen dorthin, meist waren das Einzeltransporte oder Rücküberstellungen nur weniger Häftlinge. Die Gründe dafür waren sicherlich unterschiedlich. Der Funktionshäftling Friedrich (Fritz) Ehlscheid etwa kam zurück nach Natzweiler, weil er von dort aus höchstwahrscheinlich (wieder) zur Wehrmacht eingezogen wurde. Den Lagerkapo Kurt Leske beorderte man ins Hauptlager, um ihn nach „Verfehlungen“ aus Cochem abzuziehen und zu „disziplinieren“. Angesichts dieser Beispiele ist es naheliegend anzunehmen, dass auch „einfache“ KZ-Häftlinge von Cochem zurück nach Natzweiler kamen, weil sie bestimmte Eigenschaften oder Fähigkeiten hatten, für die man anderenorts eine bessere Verwendung hatte als in Cochem.

Rücktransporte nach Flucht

Bekannt ist auch die Rücküberstellung dreier geflüchteter und wieder aufgegriffener Häftlinge, der beiden polnischen Zwangsarbeiter Alexsy Burzynaski und Fedor Markowski sowie des russischen Zwangsarbeiters Iwan K. Alle drei waren am 7. April 1944 mit dem Transport aus dem KZ Majdanek-Lublin an die Mosel gekommen und

bereits eine Woche später geflüchtet. Am 25. Juli 1944 wurden sie wieder aufgegriffen, vermutlich in der Nähe von Mainz, denn anschließend kamen sie in das Polizeigefängnis Mainz in „Schutzhaft“. Von dort gingen sie am 11. August 1944 auf Transport ins KZ Natzweiler und zur Strafe in den Arrest. Am 5./6. September 1944 kamen sie mit vielen anderen auf Transport ins KZ Dachau. Damit war jedenfalls der Leidensweg von Alexsy Burzynski noch nicht zu Ende. Ihn verschleppte man noch in das KZ Neuengamme, dann in das KZ Sachsenhausen und schließlich Mitte Februar 1945 in KZ Mauthausen. Vom Hauptlager Mauthausen kam er noch Anfang März 1945 in dessen Außenkommando nach Wien-Floridsdorf. Dort wurde er dann von den Amerikanern befreit.

Rückkehr der „Muselmänner“

Diese hier geschilderten Einzelfälle dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die meisten Rücküberstellungen höchstwahrscheinlich zum Sterben im Hauptlager erfolgten, ja dass sogar Leichen von Cochem nach Natzweiler gebracht und diese dann dort als Tote registriert wurden. Ein solches Verfahren der SS-Leute in Cochem ist für einzelne Fälle bekannt. Weitere Recherchen nach dem Verbleib der Rücküberstellten wären nötig, um den Umfang dieser Verlegungen zum Sterben festzustellen.

Beispielhaft für einen Rücktransport eines solchen „Muselmannes“ in das KZ Natzweiler sei hier das Schicksal des polnischen Häftlings Edward Szlachetka erwähnt, der überlebte und später folgendes berichtete.

„Beim Ausladen des Stahls (habe ich) eine heftige Blutung aus dem Mund bekommen. (...) Das Blut schoss wie ein Wasserfall, ich konnte es nicht stoppen. (...) Langsam wurde die Blutung weniger, aber ich hatte sehr viel Blut verloren und war sehr schwach und müde. Meine beiden Kameraden haben mir geholfen, ins Lager (nach Bruttig, Erg. d. A.) zu kommen. Dort wurde ich in den Krankenbau („Schonungsblock“) eingewiesen. Am Abend hat mich (mein Freund, Erg. d. A.) Janas besucht. Am nächsten Tag wurde ich auf einem Kleintransporter ins Hauptlager Natzweiler verlegt, dann nach Bergen-Belsen.“

Edward Szlachetka überlebte auch das Konzentrationslager Bergen-Belsen bei Hannover, das im System der Konzentrationslager auch die Funktion eines „Sterbelagers“ hatte.

Einäscherung und Beisetzung in Mainz

Hintergrund dieser Verlegungen schwerkranker, völlig erschöpfter und arbeitsunfähiger Häftlinge war, dass sie den Betrieb in den beiden Teillagern Bruttig und Treis „störten“. Hinzu kam, dass es in beiden Orten nur sehr begrenzt möglich „zweckmäßig“ war, die Toten „unter die Erde zu bringen“. Zwar gab es in beiden Orten einen Friedhof, aber nicht alle Toten konnte oder wollte man dort beerdigen. Denn in Bruttig wären für 50 und in Treis für 43 Häftlinge Gräber herzurichten gewesen. Diese Vielzahl der Toten und deren Gräber auf den beiden Friedhöfen hätte sicherlich die Bevölkerung vor Ort in Unruhe, auch Empörung versetzt und (weiter) gegen das Lager eingenommen.

Deshalb ersann der SS-Führungsstab in Cochem – auf Anweisung oder „nur“ mit Zustimmung der Gestapo – andere Formen für die „Beseitigung“ der toten Häftlinge. Ein häufiger praktiziertes Verfahren war die Einäscherung und Urnenbeisetzung in Mainz. Dazu stellte der SS-Führungsstab den Antrag auf Einäscherung der Leichen im Krematorium in Mainz. Nach dessen Stattgabe wurden die Leichname nach Mainz gebracht, dort eingeäschert und die Urne dann auf dem Waldfriedhof in Mainz-Mombach auf dem Feld 35 bestattet. Dieser Vorgang wurde „büromäßig“ begleitet und erledigt und sogar mit einer Einäscherungs- und Urnengrabnummer beurkundet.

Die Toten in Bruttig und Treis

So kommt es, dass auf den Friedhöfen in Treis und in Bruttig nicht alle dort gestorbenen und registrierten Häftlinge (50 bzw. 43) auch beerdigt wurden und erst recht nicht heute noch dort liegen. In Bruttig brachte man 17 tote Gefangene unter die Erde. Jetzt liegen die sterblichen Überreste von nur noch sieben Toten dort. Die übrigen 10 wurden aller Wahrscheinlichkeit nach – und wie es in der frühen Nachkriegszeit üblich war – von Spezialtrupps der Westalliierten exhumiert, in ihre Heimat überführt und dort beigesetzt. Das galt aber nur für die west- und nordeuropäischen Häftlinge, die osteuropäischen Staaten, allen voran die Sowjetunion, hatten kein Interesse, ihre Toten heimzuholen. Dass gleichwohl heute noch west- und nordeuropäische Häftlinge hier begraben sind, liegt übrigens daran, dass eine solche Exhumierung nur im ausdrücklichen Einverständnis mit den Angehörigen geschah und für die hier Verbliebenen eine solche Erklärung offensichtlich nicht abgegeben wurde.

Die Zahl der toten KZ-Häftlinge in den beiden Gemeinden sowie deren Namen, Geburts- und Sterbedaten, teilweise auch Geburtsorte, Häftlingsnummern sowie Grablage und Angaben zur Exhumierung sind aus den Auflistungen des Amtsbürgermeisters von Cochem-Land bekannt. Diese hatte er nach dem Krieg auf Anforderung der französischen Besatzungsmacht erstellen müssen; sie gehen zurück auf die Eintragungen der Standesämter.

Sehr viel mehr Tote?

Schon sehr früh, bereits im Nachkriegsprozess der französischen Besatzungsmacht und bis heute wurde die Frage gestellt und sehr stark angezweifelt, ob diese „offiziellen“ Toten von Bruttig und Treis vollständig seien oder ob es nicht vielmehr weit mehr Tote gegeben hätte. Anlass für solche Überlegungen sind die Darstellungen vor allem einiger französischer Häftlinge in ihren Autobiografien. Wenn darin auch keine konkreten Zahlen genannt sind, so machen diese Berichte doch die Diskrepanz zu den offiziellen Angaben deutlich.

Der Autor dieser Reihe beteiligt sich nicht an diesen Spekulationen. Diese offiziellen Zahlen dürften nämlich (jedenfalls im Großen und Ganzen) korrekt und erst recht nicht bewusst niedrig gehalten worden sein.

Gegen eine solche Annahme spricht schon die büromäßige Sorgfalt, mit der diese Abläufe behandelt wurden. Wozu vergab man Häftlingsnummern – für jedes KZ übrigens eine neue – und füllte man Häftlingsfragebogen aus, in denen Fragen etwa

nach Vorerkrankungen, Alkoholkonsum und Rauchverhalten zu beantworten waren – wenn man beim Tod des Häftlings sein weiteres Schicksal verschleiert und die Person auch „büromäßig“ auslöscht? Das ist ein Widerspruch, der sich nicht auflösen lässt.

Zudem müsste ein nicht dokumentierter Tod eines Häftlings zu einem Bruch in dessen „büromäßiger“ Biografie führen. Einen solchen hat indessen der Autor dieser Reihe, der schon sehr zahlreiche Häftlingsbiografien nachverfolgt hat, in keinem Fall erkennen können. Nirgendwo brach die Biografie im KZ-Außenlager Cochem unvermittelt ab. Entweder wurde der Tod des jeweiligen Häftlings festgestellt oder aber dessen Wegtransport von Cochem dokumentiert.

Es fragt sich auch, aus welchen Gründen die Lagerleitung im März/April 1944 – aus dieser Zeit stammen die Berichte der französischen Häftlinge -, die eingefahrenen und „bewährten“ bürokratischen Bahnen hätte verlassen und stattdessen Falsch- bzw. Nichtbeurkundungen vornehmen lassen sollen. Damals bestand - etwa von der Kriegslage her - kein Anlass, Häftlinge einfach verschwinden zu lassen. Im Übrigen muss man auch die Aussagen von betroffenen Zeitzeugen kritisch würdigen. Ihre Erinnerungen können bisweilen trügen, zu einer „subjektiven Wahrheit“ werden, so dass sie für sie – wie der Sozialpsychologe Harald Welzer einmal feststellte – „so wichtig sind, dass sie sich diese und die damit verbundenen Gefühle nicht mehr nehmen lassen wollen“.

(24)

In der letzten Folge dieser Reihe wurde über den Verbleib der „Muselmänner“ des KZ-Außenlagers Cochem und über die Toten der Teillager Bruttig und Treis berichtet. 93 der in Bruttig und Treis umgekommenen Häftlinge sind namentlich bekannt. Die sterblichen Überreste von sieben Opfern des Nationalsozialismus liegen auf dem Friedhof in Bruttig.

Die Firma WIDU GmbH mit Sitz in Cochem

Wie zu Beginn der Reihe angesprochen, wurden die Häftlinge – durchschnittlich ca. 1.500 und insgesamt mehr als 2.400 - seit Mitte März 1944 zur Herrichtung des Eisenbahntunnels zwischen Treis und Bruttig eingesetzt. Eine Tarnfirma der Robert Bosch AG (später: GmbH) in Stuttgart sollte dort dann Zündkerzen für Flugmotoren herstellen. Die Gefangenen waren also Bauhäftlinge und keine Produktionshäftlinge. Die Produktion sollte vielmehr durch Beschäftigte der Firma Bosch erfolgen. Geplant war die Arbeitsaufnahme durch die Tarnfirma WIDU GmbH am 25. Mai 1944 – gerade einmal zwei Monate und eine Woche nachdem die ersten 300 Häftlinge in den Gasthäusern von Treis und Bruttig angekommen waren. Dieser Termin war völlig unrealistisch, er brachte einen ungeheuren Arbeitsdruck auf das Projekt und damit auf die KZ-Häftlinge.

Die ursprünglich geplante Produktion im gesamten Tunnel konnte zu keiner Zeit aufgenommen werden. Entsprechend dem Baufortschritt war es nur möglich, Teilbereiche der Anlage mit Maschinen und Arbeitern der Firma Bosch zu besetzen und für die Produktion zu nutzen.

Ankunft der ersten Maschinen und Arbeiter

Ab dem 20. Mai begann WIDU mit dem Umzug der Produktionsmaschinen aus den Werken in Stuttgart-Feuerbach und Bamberg in den Tunnel. Am 25. Mai 1944, dem vorgesehenen Beginn der Arbeitsaufnahme, kam der Reichsführer-SS Heinrich Himmler nach Cochem, um sich über den Stand der Arbeiten zu informieren. Mit diesen, und zwar sowohl mit den Bauarbeiten der KZ-Häftlinge im Tunnel als auch mit der Produktion der Zündkerzen durch die Bosch-Beschäftigten, war man in Verzug. Himmler wollte zur Beschleunigung der Arbeiten sogar ungarische Juden an die Mosel bringen, die ab April 1944 in Massendeportationen in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt wurden. Dazu kam es aber nicht. Stattdessen wurden von den ca. 400.000 ungarischen Juden in acht Wochen 250.000 mit Giftgas ermordet.

Ausweislich der Chronik des Klosters Ebernach kamen die ersten, und zwar sechs(!), Rüstungsarbeiter am 10. Juli 1944 dorthin. Es ist anzunehmen, dass das die ersten Rüstungsarbeiter überhaupt waren. Außer in Ebernach gab es für die Bosch-Beschäftigten auch Lager in Bruttig und Treis. Von diesen ist aber kein früherer Einquartierungstermin bekannt. Nach und nach füllten sich das Kloster Ebernach und die Lager in Treis und Bruttig, in Ebernach wurden neben dem Kloster sogar noch Baracken errichtet. Es waren aber zu keiner Zeit mehr als – Ende August 1944 - 489 Rüstungsarbeiterinnen und Rüstungsarbeiter tätig.

Damit blieb man von vornherein weit hinter den Planungen zurück. Denn ursprünglich sollten – ausweislich von Dokumenten des Bosch-Archivs in Stuttgart, die der Heimatforscher Guido Pringnitz einsehen konnte - ca. 2.000 Bosch-Beschäftigte an der Mosel arbeiten: etwa 1.000 Deutsche (zur Hälfte Männer und Frauen) und 1.000 Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und „Häftlinge“ (wahrscheinlich KZ-Häftlinge oder auch Strafgefangene aus Zuchthäusern), etwas mehr Männer als Frauen.

Das absehbare Ende der WIDU

Es versteht sich, dass mit den recht wenigen Arbeitern längst nicht die vorgesehene umfangreiche Produktion erreicht werden konnte. Auch war ein kontinuierlicher Betrieb nicht möglich. Ausschlaggebend dafür waren vor allem zwei Gründe. Zum einen natürlich die sehr aufwändigen und Zeit kostenden Arbeiten zur Herrichtung des Tunnels als Produktionsstätte. Zum anderen aber auch die allgemeine Kriegslage. So war noch kein Bosch-Beschäftigter an der Mosel, als am 6. Juni 1944 die Invasion der Alliierten in der Normandie begann.

Als die WIDU ihre höchste Beschäftigungszahl Ende August 1944 mit 489 erreichte, waren wenige Tage zuvor, am 25. August 1944, amerikanische und französische Truppen in Paris eingerückt. Ein paar Tage später hatten die Alliierten von Paris bis Mons und Verdun auf breiter Front 200 km an Gelände gewonnen. Daraufhin begann eine fast panikartige Rückverlegung der deutschen Einheiten. Am 1. September 1944 verließ Gauleiter Gustav Simon, der auch Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg war, vor den herannahenden Westalliierten Luxemburg. Zwar musste er umgehend

zurückkehren, verließ dann aber endgültig Luxemburg am 9. September. Am folgenden Tag marschierten die Amerikaner in Luxemburg-Stadt ein.

In dieser Situation war an einen Weiterbetrieb der Zündkerzenproduktion im Tunnel nicht zu denken. Dabei ging es Bosch nicht in erster Linie um die Sicherheit der Beschäftigten – sondern vielmehr um die Produktionsmaschinen. Erst kurz zuvor waren den Alliierten bei der Befreiung von Paris in einem Werk der Firma Bosch dort wertvolle Maschinen unbeschädigt in die Hände gefallen. Das sollte der Firma Bosch an der Mosel nicht wieder passieren. Dementsprechend begann man in der ersten Septemberhälfte mit dem Abbau und dem Abtransport der Maschinen aus dem Tunnel. Ende September 1944 verließen dann auch die meisten Bosch-Beschäftigten Ebernach, nur recht wenige blieben zurück.

Das Ende von WIDU und des KZ-Außenlagers Cochem

Das war das Ende der Zündkerzenproduktion der Firma WIDU GmbH, Cochem, im Tunnel zwischen Treis und Bruttig. Zugleich war das das Ende des KZ-Außenlagers Cochem. Schon unter dem 12. Juli 1944 waren mit dem ersten größeren Transport 210 KZ-Häftlinge vom Außenlager Cochem ins Hauptlager Natzweiler rücküberstellt worden.

Der letzte Transport von Cochem erfolgte Mitte September 1944: Das war zugleich die Auflösung des KZ-Außenlagers Cochem. Dazu existieren verschiedene Listen. Feststeht, dass 1.083 bzw. 1.085 Häftlinge weggeschafft wurden.

Das weitere Schicksal der Häftlinge

Als Häftlinge des KZ Natzweiler trafen sie am 17. September 1944 im KZ Buchenwald ein. Sie wurden anschließend registriert und erhielten Häftlingsnummern des KZ Buchenwald. Sie blieben aber nicht dort, sondern kamen nach Mittelbau-Dora, einer unterirdischen Stollenanlage nördlich von Nordhausen im Kohnstein. Das Lager Dora war zunächst ein Außenlager des KZ Buchenwald. Ende Oktober 1944 wurde es selbständig und hieß Konzentrationslager Mittelbau–Dora. Die Häftlinge, also auch die des Außenlagers Cochem, hatten dort für Rüstungsbetriebe zu arbeiten. U.a. wurden in den Stollenanlagen die von der Nazi-Propaganda so genannten Wunderwaffen V2 und V1 hergestellt. Damit mussten die ehemaligen Häftlinge des KZ-Außenlagers Cochem in Mittelbau-Dora unter ganz ähnlichen völlig ungesunden und unwürdigen Bedingungen für die deutsche Rüstungsindustrie Sklavenarbeit leisten.

Auch andere Häftlinge von Cochem verschleppte man weiter in das KZ Mittelbau-Dora. Diese waren schon früher von Cochem in das KZ Natzweiler rücküberstellt worden, von dort aus ins KZ Dachau und dann weiter nach Mittelbau-Dora gekommen. Auch für andere, wie einige NN-Häftlinge, die bereits am 7. April 1944 nach Natzweiler rücküberstellt worden waren, war das KZ Dachau eine Zwischen- oder auch Endstation in ihrer Odyssee durch den Terror der deutschen Konzentrationslager.

Das Ende auch dieser Artikelserie

Damit endet diese Geschichte des „kleinen KZ in der Nachbarschaft“. Es war der Versuch, das halbe Jahr von Mitte März bis Mitte September 1944, in dem das KZ-Außenlager Cochem bestanden hatte, nachzuzeichnen. Manches konnte nur cursorisch geschehen und auch ohne einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat. In Zeitungsbeiträgen ist das auch nicht anders möglich. Dafür hatte diese Form der Veröffentlichung den Vorteil, dass sie tendenziell zahlreiche Leser und gerade die Menschen vor Ort erreichen konnte. Dafür dankt der Autor herzlich „Blick aktuell“ mit seinen Ausgaben Cochem und Kaisersesch und gerade der Redakteurin Marianne Hedwig.

Sicherlich hat auch diese Darstellung Mängel und Fehler. Sie lassen sich trotz großem Bemühen nicht ausschließen, der Autor bittet dafür um Verständnis. Auf jeden Fall möge diese Reihe mit ihren 24 Folgen die Diskussion, Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem KZ-Außenlager weiter anregen. Es ist noch viel zu erforschen und an Gedenk- und Versöhnungsarbeit zu leisten. Das sind wir den Opfern und ihren Angehörigen schuldig. Sie sollen wenigstens eine moralische „Wiedergutmachung“ erfahren.

Dazu gehören die Nachkriegsgeschichte mit dem Prozess gegen Verantwortliche des KZ-Außenlagers vor den französischen Militärgerichten und die staatsanwalt-schaftlichen (Vor-)Ermittlungsverfahren deutscher Stellen ebenso wie die „Wiedergutmachung“ und die Gedenkarbeit. Biografien ehemaliger Häftlinge können dazu einen wichtigen Beitrag leisten. Dies könnte nach einiger Zeit eine Ergänzung dieser Reihe sein – wenn sie in der Leserschaft eine dementsprechende Resonanz und Unterstützung durch „Blick aktuell“ findet.